

Rétif de la Bretonne

MONSIEUR
NICOLAS

oder

DAS ENTHÜLLTE
MENSCHENHERZ

*Ausgewählt, aus dem Französischen übersetzt
und mit einem Nachwort versehen
von Reinhard Kaiser*

Galiani Berlin



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2017

Verlag Galiani Berlin

© 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Umschlagmotiv Zeichnung von Charles-Léopold Grevenbroek, Ansicht von Paris, um 1740, aufgenommen von unterhalb des Pont-Royal in Richtung Pont-Neuf und

Île de la Cité. Musée Carnavalet, Collection Bulloz.

Lektorat Rainer Wieland

Gesetzt aus der Fournier

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86971-161-4

Weitere Informationen zu unserem Programm finden Sie unter www.galiani.de

Einleitung

Ich gehe daran, Ihnen hier das ganze Leben eines Ihrer Mitmenschen vorzulegen, ohne etwas zu verschleiern, weder von seinen Gedanken noch von seinen Taten. Der Mensch, dessen Seele ich hier anatomieren werde, konnte allerdings kein anderer sein als ich selbst. Auch ohne Montaigne bisher gelesen zu haben, weiß ich, dass er gesagt hat: »Wenn man über sich selbst spricht, kommt man doch nie davon, ohne Schaden zu nehmen: Urteilt man ungünstig über sich, glauben die Leute, man habe noch längst nicht alles gesagt; und wenn man sich lobt, glauben sie einem kein Wort.«* Trotzdem halte ich an meinem Vorhaben fest: Ich schildere hier nicht mein Leben, sondern die Geschichte eines Menschen.

Es gibt zwei Vorbilder für mein Unterfangen: die *Bekenntnisse* des Bischofs von Hippo und diejenigen des Bürgers von Genf. Ich habe viel vom Charakter des Augustinus; weniger Ähnlichkeit habe ich mit J.-J. Rousseau. Aber nachahmen werde ich weder den einen noch den anderen. Ich kann beweisen, dass J.-J. Rousseau einen Roman geschrieben hat; und was Augustinus betrifft, so sind dessen *Bekenntnisse* in Wahrheit nur eine Rechtfertigungsschrift. Genauigkeit und Aufrichtigkeit sind für mein Vorhaben absolut notwendig, denn ich muss das Menschenherz an meinem eigenen Inneren anatomieren und in mir selbst die Tiefen des Ichs ergründen. *Bekenntnisse* lege ich hier eigentlich gar nicht ab, ich *enthülle* vielmehr die *Triebfedern des menschlichen Herzens*. Möge Nicolas-Edme verschwinden und allein der Mensch bleiben! ... Und doch ist es Nicolas-Edme, der sich opfert und den Moralisten nicht seinen kranken Körper, sondern seine verderbte Seele übermacht, auf dass es ihnen gelinge, sie mit Nutzen vor den Augen ihres Jahrhunderts und

künftiger Zeitalter zu sezieren. Ich werde auch dann wahrhaftig sein, wenn mich die Wahrheit der Verachtung aussetzt. Hier kommt es darauf an, sich allem zu stellen oder sich zu verkriechen; den Mittelweg einzuschlagen wäre schändlich.

Ich bin mit heftigen Leidenschaften zur Welt gekommen: Sie haben mich glücklich und unglücklich gemacht. Wenn man mich unter dem ersten Gesichtspunkt betrachtet, gab es nie einen Herrscher, nie einen Günstling des Schicksals, dem mehr Genüsse zuteilgekommen wären als mir. Wenn man hingegen die Entbehrungen und Schmerzen betrachtet, die ich erlitten habe – wer wäre da jemals heftiger zu beklagen gewesen als ich! Gehasst, verachtet, verfolgt, verraten, durch Armut unentwegt zu härtester Arbeit verurteilt, mit Schmach überhäuft, von nichtswürdigen Leuten herumkommandiert, von den Frauen in jeder Hinsicht unglücklich gemacht, lange Zeit verdammt, das Nötigste zu entbehren, um meine Freiheit zitternd und für mein Leben fürchtend, von schrecklichen Selbstmordgedanken heimgesucht, Freude oder vielmehr Trost nur noch in der Aussicht auf baldige Vergängnis findend – das war mein Los, und dieses schaurige Bild ist keine Übertreibung.

Lenkt man den Blick auf meine guten Eigenschaften, so wird man feststellen, dass ich immer genügsam, arbeitsam, sparsam und mitfühlend im Übermaß war; dass ich weder Spieler noch Trinker, noch Schlemmer war. Stets bescheiden, was mich selbst anging, errötete ich, wenn man mir mit Wertschätzung begegnete. Seither bin ich oft der strengste Zensor meiner Werke gewesen und manchmal auch der hellsichtigste, und oft habe ich den Lohn für meine Arbeit herabgesetzt mit den Worten: »So viel habe ich gar nicht verdient.«

Andererseits war ich jähzornig, roh, erfüllt von Wut und Ungeduld, hart und herrisch, opferte alles meinem rasenden Verlangen nach den Frauen und überließ mich, um dieses Verlangen zu befriedigen, sträflichen Exzessen; nahm keine Rücksicht auf Schamgefühl oder Anstand; überließ mich selbst und noch unbefleckte Seelen den scheußlichen Folgen der Ausschweifung, und stieß junge Mäd-

chen, die sich ihm noch kaum genähert hatten, vollends in den Abgrund der Schande. Geizig bis zur Unmenschlichkeit, verweigerte ich manchmal ein winziges Sümmchen; verschwenderisch bis zur Verzagtheit, die sich widerstandslos ausnehmen lässt, finanzierte ich oft das Laster, erfüllt von schmählichem Stolz, versessen auf Lob und dabei so tuend, als würde ich es verachten; leichtsinnig und uneigennützig aus Trägheit; zynisch aus hochmütiger Einbildung hinsichtlich meiner Verdienste; gefallsüchtig bis zur Lächerlichkeit; eifersüchtig, missgünstig, scharfzüngig, extravagant, schamlos – gab es ein Laster, dem ich mich nicht überließ? Und doch habe ich manchmal dem Armen zuliebe auf das Notwendigste verzichtet; oft war ich den Leuten auch insgeheim gefällig; ich habe meinen Feinden gedient und beigestanden, ohne dass sie es je erfuhren; meinen Freunden war ich im Namen von Leuten zu Diensten, die an jene Freunde niemals gedacht haben, während ich lieber als Freund denn als Wohltäter dastehen wollte; einem Todkranken habe ich seine letzten Augenblicke gelindert, indem ich behauptete, man habe mich gebeten, eine Versöhnung herbeizuführen, die ich dann nachher wirklich noch zustande brachte; etlichen Straßenmädchen habe ich die Ehre gerettet und auch drei Frauen; ich habe die heftigsten Leidenschaften bezwungen; kränkendes Gerede habe ich zumeist in freundlichen Worten weitergegeben, um Feindschaften beizulegen. Aber es kam auch vor, dass ich aus Unachtsamkeit oder Leichtsinn Streit zwischen Freunden entfachte; ich habe mit treuherziger Miene gelogen; ich habe Frauen und junge Mädchen mit liederlichen Redensarten beleidigt ...

Unbegreifliches Labyrinth des Menschenherzens! O Chaos, das alle Gegensätze in sich schließt, wer findet sich je in dir zurecht? Ich – in mir selbst! Und ich werde nichts verschleiern, mein Leser, weder die Laster noch die Verbrechen, noch die Schandtaten, noch die Obszönitäten! Ja, alles werde ich gestehen, bis hin zu den heimlichen Gründen, die mich veranlassen, meine Geschichte aufzuschreiben. Dieses Verdienst zumindest möchte ich haben – Staunen zu er-

regen durch ein Übermaß an Aufrichtigkeit! Ach, mein Leserfreund (denn Sie werden mich lieben, wenn Sie mich lesen – und vielleicht werden Sie mich sogar schätzen, trotz meiner Fehler), gedulden Sie sich! Lassen Sie mir Gerechtigkeit widerfahren und urteilen Sie über mich erst, wenn Sie das Ganze gelesen haben. Ich übergebe Ihnen hier ein Buch der Naturgeschichte, das mich über Buffon stellt; ein philosophisches Werk, das mir einen Platz neben Rousseau und Voltaire und neben Montesquieu verschafft. Ich werde Ihnen das Leben eines natürlichen Menschen erzählen, der nur eines fürchtet – die Lüge. Ich hinterlasse dieses Muster den künftigen Geschlechtern. Es nachzuahmen ist nicht leicht! Zwanzigmal bin ich daran verzagt.

Mein erster Beweggrund war es, mich in Szene zu setzen. Verwöhnt von einigen Erfolgen, die mir allerlei Geschmeichel eingetragen hatten, hielt ich mich für eine Persönlichkeit ... Dieser Irrtum währte sechs Monate. Als ich wieder zur Vernunft gekommen war, zog ich aus meiner zeitweiligen Verblendung immerhin den Nutzen, dass sie mir die Idee zu einem ebenso weitläufigen wie hilfreichen und philosophischen Werk eingab, dessen Gegenstand nur ich selbst sein konnte. Wie hätte ich denn auch bei dem Vorhaben, die Triebfedern des menschlichen Herzens zu enthüllen, die Beweggründe, die irgendeinen anderen leiten, darstellen sollen? In jedem Augenblick hätte ich mich irren können! Und wie hätte ich, ohne je sicher zu sein, dass meine Schlüsse zutreffen, das Vertrauen anderer gewinnen können?

Indem ich nun aber aufschreibe, was ich getan habe, indem ich Rechenschaft ablege von dem, was ich gefühlt habe, indem ich meine Beweggründe einer strengen Prüfung unterziehe, indem ich mich also gleichsam selbst seziere, wird es mir mit dieser schmerzhaften Zergliederung vielleicht gelingen, meiner Nation ein höchst nützliches Buch vorzulegen, mein Zeitalter zu erleuchten und einer Nachwelt von Nutzen zu sein, in der es vielleicht keinen Menschen mit so viel Mut zur Wahrheit mehr gibt – denn ich lebe in einem Zeitalter, das reich ist an außerordentlichen Menschen und Gescheh-

nissen, die mich immer wieder in Begeisterung versetzen. Außerdem weist mein Leben sehr viele gewöhnliche, allgemeine Züge auf, so dass sich jeder darin wiederfinden kann; zugleich aber auch außergewöhnliche, fremdartige Züge, die geeignet sind, durch Erstaunen und Überraschung die Neugier wachzuhalten. Aber (noch einmal sei es gesagt) ich muss mich peinlich genau an die Wahrheit halten. Jene, die mich kennen, mögen mir widersprechen; aber sie sollen ihre Namen nennen, wenn sie eine Erklärung oder Rechtfertigung bekommen wollen.

Ich liefere in *Monsieur Nicolas* auch die Geschichte meiner bisherigen Werke und den Schlüssel zu ihnen: Alle Abenteuer, von denen ich dort berichte, haben eine wahre Grundlage. Manchmal bedurfte es jedoch einer gewissen Verschleierung, sowohl bei meinen eigenen Abenteuern als auch bei denen, die von anderen stammen. Hier jedoch soll nun die Wahrheit vom Flitter des Fabelhaften befreit werden und die Fiktion sie nicht länger verhüllen.

ERSTE EPOCHE

Meine frühen Jahre

1734–1746

*Sunt et queis virtus contigit ante diem;
Ingenium coeleste suis velocius annis
Surgit, et ignavae fert male damna morae.*
Ovid, *Ars amatoria I*, v. 184–186.*

Freund der Wahrheit, fürchte dich nicht, dies zu lesen! Weder wirst du durch Flitter betrogen, noch über die Tatsachen getäuscht werden. Romane, deren wahrhafte Fundamente das Phantasieren doch nie ausschlossen, habe ich genug geschrieben. Nun dürstet es mich nach der reinen Wahrheit, und die werde ich dir vorlegen, denn nur durch sie kann dieses Werk von Nutzen sein.

Ich erblickte das Licht der Welt am 22. November 1734*, in dem Dorf Sacy oder lateinisch: *Saxiacus* – von *saxum*, Stein, wie Antoine Foudriat, der Pfarrer des Ortes, immer sagte. Tatsächlich ist das ganze Gebiet meiner Heimat mit Kalkstein gespickt, der sich bei der Bearbeitung eines Bodens leicht ablöst, dessen Muttererdschicht nur zwei oder drei Zoll dick ist.

Mein Vater hat zweimal geheiratet: zuerst Marie Dondène, von der er sieben Kinder hatte; später dann Barbe Ferlet de Bertrô.* Von ihr hatte er ebenfalls sieben Kinder, unter denen ich das erste bin. Mir wurde von Edme-Nicolas, dem ältesten Sohn aus der ersten Ehe, der Name meines Großvaters mütterlicherseits, Nicolas Ferlet, gegeben. Und Anne, das älteste von allen Kindern, gab mir in Vertretung von Anne-Marguerite Simon, meiner verstorbenen Großmutter väterlicherseits, deren Namen. Der greise Großvater konnte

wegen des schlechten Wetters nicht nach Sacy kommen. Ich bekam also den Namen Nicolas-Anne-Edme, denn mein Vater wollte, dass sein Name der letzte sei. Bei der Eintragung in das Kirchenbuch jedoch ließ Jacques Béault, der Schulmeister, den Namen Anne weg. Er wurde auch später nicht nachgetragen, obwohl er während der Zeremonie bei den Anrufungen genannt worden war. Mein Vater bestimmte, dass Nicolas mein Rufname sein sollte. Es ist ein sehr schöner Name, aus zwei griechischen Wörtern gebildet – *Nike* (Sieg) und *Laos* (Volk): Er bedeutet also *Sieger* oder *Herrscher über die Völker*.

Meine Mutter vereinigte in sich zu gleichen Teilen geistige Regsamkeit, Herzensgüte und leibliche Schönheit. Obwohl blond, war sie lebhaft bis zum Übermut. Aber sie wusste sich zu zügeln, so dass Sanftmut und Liebenswürdigkeit sie nie verließen. Mein Vater wusste sich ebenfalls zu mäßigen: Er war jähzornig und zeigte sich doch als äußerst sanftmütiger Mann. Bei der Arbeit und allen nützlichen Beschäftigungen war er jedoch stets voller Eifer. So wurde ich zu drei Teilen aus Feuer und zu einem Teil aus den anderen Elementen geformt. Darauf lassen jedenfalls die heftigen Leidenschaften schließen, die in mir allesamt eine unvorstellbare Kraft erlangten – Liebe, Kühnheit, Furcht, Ungeduld, Zorn, Empörung, Fleiß, Mitgefühl. Ich wurde ohne Zweifel in einer heißen Umarmung gezeugt, aus der mir die Grundlage meiner Wesensart erwuchs. Hätten sich lasterhafte Anlagen beigemischt, so wäre aus mir ein Ungeheuer geworden. Aber meine angeborene Treuherzigkeit ist ein Beweis für die Herzensreinheit meiner Eltern. Um mein Blut und meinen Charakter vollends zu erhitzen, bekam ich die temperamentvollste Frau der ganzen Gegend zur Amme (denn meine Mutter konnte mich nicht stillen; mein Vater war dagegen und sicherlich aus gutem Grund). Die gute Loline Lemoine entwöhnte ihre schon kräftige Tochter Nannette, als sie mich nahm. Aber diese liebenswürdige Frau konnte dem Verlangen ihres Mannes, der sich ihrer seit achtzehn Monaten enthalten hatte, nicht mehr lange widerstehen. Daher hielt man es für nötig, mich mit sechs Monaten abzu-

stillen. Mein Temperament hat darunter gelitten, aber ich bin meiner Amme deshalb nicht böse. Sie hat mich immer so zärtlich geliebt, dass es undankbar wäre, wenn ich es meiner zweiten Mutter gegenüber an schuldigem Respekt fehlen ließe!

Schon in meinem ersten Jahr trug man mich zur Christmette – es war eine abergläubische Idee meiner Schwestern, die mir hierdurch unverzüglich den Schutz des Jesuskindes verschaffen wollten. Sie taten es in guter Absicht, denn sie liebten mich wegen meiner Schönheit.

Ich war neun Monate alt, als man mich am Sonntag nach dem Fest des Schutzheiligen unserer Gemeinde, Mitte August, zu Monsieur Collet mitnahm, dem Notar in Vermenton, einem Freund meines Vaters. Es heißt, damals hätten sich zwei kleine Mädchen, das eine fünf, das andere dreieinhalb Jahre alt, heftig darum gestritten, welches von beiden meine Frau werden dürfte. Später hat man mir gesagt, wie sie hießen, und das war nun tatsächlich höchst sonderbar! Geheiratet habe ich weder die eine noch die andere, aber ich habe beide glühend verehrt.*

Die erste Begebenheit aus meiner Kindheit, die mir in Erinnerung geblieben ist, führt an das Ende meines zweiten Lebensjahres zurück. Ich war ungeduldig, weil man mich nackt und ungewickelt liegengelassen hatte, und ließ meinen Zorn schließlich an dem Toilettenspiegel aus, in dem meine Schwester Margot mir mein verzerrtes Gesicht zeigte: Mit dem Griff eines Tafelmessers zertrümmerte ich ihn. Die Sprünge im Glas machten mich noch hässlicher, aber in den Scherben vervielfachten sich die Dinge. Ich glaubte, eine Welt hinter dem Spiegel zu sehen! Dieser Anblick unterbrach den Fluss meiner Tränen, und ich erlebte mein erstes Erstaunen, meine erste Verwunderung, meine erste Spiegelung. Ich wurde nicht bestraft; meine Mutter begnügte sich damit, ihren erst kürzlich gekauften Toilettenspiegel zu beweinen.

Die zweite Begebenheit trug sich sechs Monate später zu. Anne, meine Schwester und Patin, hatte nach Vermenton geheiratet. An dem Tag, als sie in das Haus ihres Mannes zog und wir ihr das Geleit gaben, hatte mich jemand bis zu der kleinen Mühle auf dem Arm getragen. Tags darauf nutzte ich den ersten unbewachten Augenblick, um mich noch einmal auf den Weg zu machen. Ich ging und ging ... Eine Frau aus dem Dorf, die gute Claudine Sirop, begegnete mir unterhalb der Côte-des-Prés, eines Hügels in der Nähe der kleinen Mühle. Als sie ein Kind, das kaum laufen konnte, ganz allein auf dem Weg sah, glaubte sie, eine oder zwei von meinen Schwestern seien in unserem Weingarten. Sie rief nach ihnen. Da aber niemand antwortete, kam sie zu mir und sagte: »Nanu, wo gehen Sie denn hin, Monsieur Nicolas?«

»Ich geh meine Schwester Anne besuchen, in Vermenton, bei ihrem Mann, der sie geküsst hat.«

»Ganz allein, mein Kleiner?«

»Ja.«

»Kommen Sie lieber mit mir zurück, mein Herzchen. Die großen Wagen könnten Sie überfahren.«

Sie nahm meine Hand und wollte mich mit zurücknehmen. Ich wehrte mich und rief: »Bringen Sie mich nach Vermenton!«

Aber gegen eine Hand, die stärker war als meine, kam ich nicht an. Um mich zu bändigen, packte mich Mutter Sirop in ihre Kiepe und trug mich davon. Ich schimpfte und nahm mir vor, sie bei meinen Eltern anzuschwärzen und zu sagen, sie habe mich geschlagen. Als wir dann bei uns waren, erzählte sie, was gewesen war. Alle bedankten sich überschwänglich bei ihr. Ich hingegen nannte sie *Böse Frau!* – und brachte meine Anschuldigung vor. (Was für ein Ausmaß an Verdorbenheit, schon damals! Diese wohlüberlegte Rachsucht! Zum Glück hat eine andere Leidenschaft sie inzwischen erstickt!)

»Wie bitte, Freundchen?! Ich hätte Sie geschlagen?«

Ich bekam meine Strafe. Alle nannten mich einen Lügner. Ich

schmollte, wagte meiner Angeklagten nicht ins Gesicht zu sehen, weinte und spielte das verwöhnte Kind, das behauptet, man habe es geschlagen, während man ihm doch nur widersprochen hatte. Dieses Erlebnis verleidete mir dank der Umsicht meiner Eltern das Verleumden.

Ich weiß noch, wie mich die Lobsprüche, mit denen man mein Gesicht bedachte, verblüfften. Für solches Lob war ich aber nur empfänglich, wenn ihm die Liebenswürdigkeit der Person, die es mir spendete, entsprach, vor allem, wenn es von einem Mädchen kam. Seit frühesten Kindertagen fühlte ich mich instinktiv zum anderen Geschlecht hingezogen, während mich verheiratete Frauen und der ständige Ärger im Haushalt mit dem äußersten Widerwillen erfüllten! Ich zog die Mädchen vor, deren Farbe ins Rosige ging. Thomas Piôt, der Partner meines Vaters im Zehnthof für das damalige Bistum und Kapitel von Auxerre, hatte vier große Töchter: Marie, die zweite, hatte eine schöne Farbe; Madeleine, die dritte, war weiß und mollig; Nannette, die letzte, hatte hübsche, regelmäßige Züge. Ich gab Marie den Vorzug, die außerdem ein rot geblümtes Schultertuch aus Baumwolle besaß, das ihren strahlenden Teint noch hervorhob. Als ich älter geworden war, hätte mir Madeleine wohl besser gefallen als ihre Schwester. Im besten Mannesalter lief ich hageren, mageren Frauen wie Agathe nach, der ältesten der vier Schwestern ... Aber kehren wir zu der rosigen Marie Piôt zurück.

Sonntags, sobald ich gegessen hatte, machte ich mich davon, zu meiner Schönen – weniger wegen der Leckereien als wegen der sehr lebhaften Zärtlichkeiten, mit denen mich Marie überhäufte, und um mich von ihr auf dem Arm zum Vespertgottesdienst tragen zu lassen. Ich halte es für meine Pflicht, diese Zärtlichkeiten hier näher zu bezeichnen, die nicht nur meinen Sitten, sondern auch meiner Gesundheit abträglich waren, weil sie aus der Erinnerung, bevor die Kräfte wirklich entwickelt waren, meine hitzige Phantasie immer wieder zu sehr anfeuerten. Marie küsste mich auf die Wangen und meine stets

einladenden Lippen. Sie ging noch weiter, obgleich alles, was sie tat, in der größten Unschuld geschah: Sie schob ihre Hand unter mein Röckchen und machte sich ein Vergnügen daraus, mich durch Kitzeln zu reizen. Schließlich ging sie sogar noch weiter und verschlang mich mit ihren Küssem...⁺ Ich wiederhole es, Marie war genauso unschuldig wie ich. Aber sie überließ sich einem blinden Drang. Sie hatte mitbekommen, wie ihre Schwestern und alle anderen Mädchen an mir Gefallen gefunden hatten, und der Vorzug, den sie bei mir erlangte, schmeichelte ihr so sehr, dass ihre Neigung zur Leidenschaft wurde. Mein fein geschnittenes, mädchenhaftes Gesicht gefiel ungemein in einem Land, wo das Blut wegen der sumpfigen Luft, die man dort in früherer Zeit atmen musste, schwer und träge fließt. Ich war hier ein Phänomen! Wenn Marie mich auf dem Arm zur Kirche trug, umringten sie die hübschesten Mädchen, und alle, eine nach der anderen, wollten mich abküssem. Ich erinnere mich noch an die Worte, die eines Tages ein großer Junge an meine Trägerin richtete: »Marie! ... Wenn man sieht, wie Sie dieses hübsche Kind lieben, ahnt man schon, was für eine gute Mutter und Frau Sie mal sein werden. Ich möchte wetten, dass Sie auch so eins haben wollen! Ich würde es genauso wollen, und ich wäre auch gern der, der es Ihnen macht!«

Marie errötete und senkte die Augen. Im nächsten Moment sah sie wieder auf und folgte jenem Jean Nôlin so lange mit den Blicken, wie sie ihn sehen konnte. Er hat sie dann später auch geheiratet, und ich war bei der Hochzeit.

⁺ Um dies auszudrücken, werde ich mich allerdings einer gelehrten Sprache bedienen, die die Männer den Frauen dann in geziemender Weise übersetzen mögen: *Mentulam testiculosque titillabat, quoadusque erigerem; tunc subridebat velatis oculis humore vitro et aliquoties deficiebat.* (Sie kitzelte mir das Glied und die Hoden, bis es steif wurde; dabei lächelte sie mit glasig verschwimmenden Augen und war manchmal einer Ohnmacht nahe.) ... Und ich erwiderte ihre Zärtlichkeiten mit einem wohligen verwirrten Lächeln. So trug eine Folge kleiner Ursachen dazu bei, ein erotisches Temperament zu entwickeln und zu kräftigen, über das man sich noch wundern wird und das mich später auf so viele Abwege führte! Eine wichtige Lektion für alle Eltern, deren Kinder ein angenehmes Äußeres haben!

Eine vierte Begebenheit aus demselben Jahr beweist vollends, wie gefährlich die Freiheiten, die zwei Eheleute sich erlauben, für Kinder sein können – und dies schon in einem Alter, wo die ahnungslosen Wesen noch gar nichts verstehen. Eines Tages war ich bei einem Mann namens Cornevin, der kurz vorher Nannette Bêlin geheiratet hatte, ein hübsches Mädchen. Sie bewohnten ein kleines Haus, das ihnen mein Vater vermietet hatte. Der Mann richtete Rebstecken her, und jedes Mal, wenn er einen angespitzt hatte, kam er, umarmte seine Frau und nahm sich andere Freiheiten heraus, die mich in ein unbedarfes Staunen versetzten. Dabei muss ich so komisch dreingeblickt haben, dass mich die junge Frau jedes Mal, wenn ihr Mann sie streichelte, ansah und und in Lachen ausbrach. Ich lachte mit, worauf ihr Gelächter noch lauter wurde. Der Mann sagte sonderbare Sachen zu ihr, die mir missfielen – bestimmt wegen ihrer Frechheit oder vielleicht noch mehr aus jenem Eifersuchtsgefühl, das von Natur aus zwischen männlichen Wesen herrscht und das bei den Menschen schon zutage tritt, bevor die Manneskraft entwickelt ist. Der Hass, den dieser Cornevin damals in mir weckte, ist noch heute da. Bei einer dreisteren Zärtlichkeit ging ich schließlich verdrossen davon. Das Lachen der jungen Frau fand ich bezaubernd. Aber der Mann schien mir so hässlich, dass ich gar nicht verstand, wie Nannette seine Zärtlichkeiten aushalten und erwidern konnte. Die Bilder dieser schlüpfrigen Szene sind nie verblasst und hatten schon in meiner zartesten Jugend eine schlimme Wirkung auf meine kaum entwickelten Sinne.

Die fünfte Begebenheit aus meiner frühen Kindheit ist von anderer Art: nur eine kleine Betrügerei, um die versprochene Belohnung dafür zu bekommen, dass ich nachts nicht ins Bett machte. Ich schlief im Zimmer meines Vaters zwischen zwei Schränken unter einem großen, achteckigen Bild der Jungfrau Maria mit ihrem Sohn. Als es mir passierte, erwachte ich von den Geräuschen, die die Drescher beim Lichtholen machten. In meiner Verzweifelung über dieses unangenehme, demütigende Missgeschick kam mir die Idee,

meinen Platz mit meiner Körperwärme zu trocknen. Der nächste Tag war ja noch fern! Es gelang! Beim Aufstehen wurde ich mit Lob überhäuft. Bescheiden nahm ich es entgegen, wagte aber nicht, an die für mein gutes Betragen in Aussicht gestellte Belohnung zu erinnern. Eine meiner Schwestern tat es für mich. Ich bekam Johannisseergelee, das ich so gern aß. Ich griff nach der Schnitte. Aber dann fiel mir ein, dass die Jungfrau Maria immer weinte, wenn ich die Unwahrheit sagte – meine Augen wanderten zu dem Bild hinüber, und ich glaubte sie weinen zu sehen! Ich nahm die schon angebissene Schnitte wieder aus dem Mund und bot sie meiner Schwester Margot an. Sie lehnte ab. Alle wundern sich! Sie glauben, ich sei krank. Sie stellen mir Fragen. Ich erröte, senke den Blick und zeige auf die Jungfrau: »Sie weint!«, sage ich schluchzend.

Meine Mutter verstand mich. Sie umarmte mich und wollte, dass ich die Schnitte äße – zur Belohnung dafür, dass ich die Wahrheit gesagt hätte. Doch die nachteiligen Folgen meiner Einfalt blieben nicht aus. Meine Schwestern lachten darüber. Sie tuschelten. Aber ich hatte ein gutes Gehör. Ich hörte, wie eine von ihnen meine Schwester Margot, die fast genauso einfältig war wie ich, fragte: »Kann denn ein bemaltes Stück Leinwand weinen?« Mit einem Blick erkannte ich, dass die bemalte Leinwand die Jungfrau Maria war. Später sah ich immer genau hin, wenn meine Schwestern mir sagten, sie würde lachen oder weinen. Ich sah, dass es nichts damit auf sich hatte, und so verlor ich den Glauben, noch bevor ich zur Vernunft gelangt war. Trotzdem sprachen die Tatsachen für meinen Glauben. Vor jener Bemerkung hatte ich die Jungfrau nämlich immer weinen gesehen, wenn ich gelogen hatte. Doch auch nachher sprachen die Tatsachen für mich, denn nun klagte die Jungfrau nie mehr, egal, wie sehr ich log. Hätte man der Abscheu vor dem Lügen, die man mir einflößen wollte, eine andere Grundlage gegeben, wäre sie anfangs vielleicht weniger wirksam gewesen, dafür aber dauerhafter.

Meine unmäßige Angst vor Hunden (sie ist derart stark, dass

mich der Anblick dieser Tiere noch heute zum Zittern bringt) hat ihre Ursache in dem sechsten Erlebnis meiner frühen Kindheit. Ich spielte vor unserer Scheune mit einem großen Hofhund namens Jupiter, und ich muss ihm wohl irgendwie weh getan haben, während ich mich mit ihm im Stroh balgte. Er biss mich tief in die Wade, wo der Strumpf sie nicht mehr bedeckte. Im selben Augenblick stürmte ein tollwütiger Hund, verfolgt von Leuten aus dem Dorf, in unseren Hof und versteckte sich hinter einem großen Kükenäfig. Mein Vater, aufgeschreckt von dem Geschrei, kam mit seinem Gewehr nach draußen, zielte auf den kranken Hund und schoss ihn tot. Ich erschrak und stieß einen Schrei aus. Alle kommen gelaufen, sehen mich voller Blut ... Mein Vater erblasst! ... Er selbst untersucht mich. Die Wunde am Bein beruhigt ihn ganz und gar nicht. Der Arzt erscheint. Man stelle sich das Entsetzen vor! Er erklärt, ich sei von einem Hund gebissen worden! Schon halten alle mich für verloren. Aber man fragt mich doch aus. »Der da hat mich gebissen, heimtückisch!«, sage ich und zeige auf Jupiter, mit dem ich immer wie mit einem Kumpel umging. Ich erklärte auch, wie es geschehen war. Mein Vater und meine Mutter beruhigten sich ein wenig. Unser Hund bekam zu essen und zu trinken, aber man sperrte ihn ein, um zu sehen, wie es mit ihm weitergehen würde. Er wurde dicker. Ich spürte die Aufregung um mich herum. Ich sah, wie Jupiter eingesperrt blieb. Es hieß, man wolle sehen, ob er nicht tollwütig würde. Ich hatte den großen schwarzen Hund gesehen, wie er sich blutend am Boden wälzte – dazu das Entsetzen, der Schrecken auf allen Gesichtern! Dieses Bild, zusammen mit dem, was der Arzt sagte, den ich sehr viel besser verstand, als die anderen ahnten, muss einen tiefen Eindruck in meinem Kopf hinterlassen haben!

Meine Angst vor Hunden und die Schauder, die mich nachts überkamen, hatten die gleiche Ursache: die heftige Erschütterung meiner Vorstellungskraft. Sie wurde vor allem nachts, wenn sie an äußeren Gegenständen keinen Halt mehr fand, empfindlich und hitzig und stellte mir gruselige Bilder vor Augen, die mir gerade die

Zeit zum Ausruhen besonders anstrengend machten. Die religiösen Wahrheiten, die mir allzu früh eingepflanzt wurden, waren eine zweite Ursache für dieses Durcheinander. Sobald das Licht gelöscht war, sah ich vor mir grausige Gestalten mit Hörnern auf dem Kopf, die scheußliche Fratzen schnitten! Ich schrie auf vor lauter Schrecken und weckte meine Mutter.

»Was ist denn, Nicolas?«

»Ich habe Angst.«

»Das ist doch sonderbar!«, sagte mein Vater. »Was hat der Junge? Er wird nicht überleben!«

»Als ich klein war«, sagte meine Mutter, »habe ich mich genauso gefürchtet wie er, sobald ich im Dunkeln lag.«

Das alles hörte ich, und schon das bloße Reden beruhigte mich. Da sah ich nun plötzlich Prozessionen – Priester, jeder in seinem Pluviale. Die Teufel nahmen Reißaus. Ich liebte diese frommen Visionen ... Ich vermute, meine älteren Schwestern, vor allem Margot, die jüngste und dümmste von ihnen, erzählten mir Geschichten von Teufeln, oder erzählten sie sich untereinander, wenn ich dabei war. Aber ich kann mich auf keine besinnen, obwohl ich mich an die Träume erinnere, die wie ein Widerschein davon waren. Was beweist, dass auch solche Eindrücke in uns haften bleiben, die uns zuteilwerden, bevor der Verstand sich entwickelt.

Ich erinnere mich, dass mein Vertrauen zu Frauen und Mädchen damals vollkommen war. Für mich waren nur sie gutartige Wesen, mitfühlend, unfähig, mich zu täuschen und zu verspotten. Ironie war nämlich eine rhetorische Figur, mit der man mich jederzeit in Wut versetzen konnte. Kurz, in meinen Augen waren die Frauen herrliche Geschöpfe, denen nichts ferner lag, als mir etwas Böses zu tun, die mich vielmehr nach Kräften mit allem erdenklichen Guten bedachten. Genau die entgegengesetzte Vorstellung hatte ich von den Männern, meinen Vater ausgenommen. Ich fand sie hart, streng, spöttisch, bösartig: Sie machten mir Angst. Ich floh vor ihnen fast mit dem gleichen Entsetzen, das mir Hunde einjagten. Aus

welchem Grund? Sie nahmen mich ernst. Sie hielten mich für vernünftig und ließen mir nichts durchgehen. Später machte mich die einsame Lage von La Bretonne* so scheu wie die kleinen Katzen, die in einem Versteck großgezogen werden. Mein Stolz und das Unvermögen, das ich an mir wahrnahm, entfernten mich noch mehr von den Männern. Und schließlich erschreckten mich meine beiden älteren Brüder*, die damals das Priesterseminar besuchten, mit ihrer jansenistischen Strenge.

Nach dem Plan, den ich hier verfolge, darf ich nichts auslassen, was irgendwie Eindruck auf mich gemacht hat: Das gilt auch für die Begebenheit, von der ich nun berichten möchte. Sie steigerte meinen Hass auf die Männer und lieferte mir den ersten Beweis dafür, dass auch Erwachsene irren und ungerecht sein können. Was für eine schreckliche Entdeckung! Kinder sollten sie nicht machen müssen, bevor sich nicht ihr Verstand vollständig entwickelt hat. Mir flößte sie Misstrauen statt des blinden Vertrauens ein, das ich bisher in die Klugheit von Leuten gesetzt hatte, die älter waren als ich. Ein frommer Irrtum! Und die erste Gewissheit, die mir abhandenkam!

Es geschah gegen Ende meines fünften Lebensjahres, im Oktober oder November. Ich ging mit meiner Schwester Margot in die Schule des Lehrers Jacques Bérault, dessen Haar nicht nur rot, sondern auch gekräuselt war. Er arbeitete während des Unterrichts – das heißt, er spaltete Weidenruten oder schnitt Rebstecken zurecht, während die jüngsten Kinder das lateinische Syllabarum lasen, das er auswendig kannte. Wenn sie etwas falsch buchstabierten, ließ er sie es wiederholen, ohne in ihr Buch zu schauen. Ich kam beim *Pater noster – Vater unser* an die Reihe und hielt mich an den alten Gebräuch, wonach man den meisten Konsonanten einen Vokal voranstellt, was die Wörter sehr entstellt. Ich buchstabierte *n-o-s-t-e-r* und las dann *enneossetèerre*. Ich begann zu weinen und glaubte, Magister Jacques wolle sich über mich lustig machen, als ich *noster* sagen sollte. Das wiederum machte ihn ärgerlich.

Mit meinem Daumen musste ich wohl zwei Aufstriche in dem Wort *tuum* weggekratzt haben, so dass nur noch ein Aufstrich von dem zweiten *u* und zwei Aufstriche von dem *m* übrig blieben. Ein schwarzes Fleckchen, das von dem verschwundenen Aufstrich des *u* übrig geblieben war, bildete einen Punkt über dem anderen, so dass dort ganz deutlich die beiden Wörter *tu in* zu lesen waren, und so buchstabierte ich sie auch – zwanzigmal hintereinander. Der Lehrer ließ nicht locker. Meine Schwester und alle meine Kameraden flüsterten mir zu: *tu-um* – aber ich sah klar und deutlich vor mir *tu in*, und mir wäre es wie eine Lüge vorgekommen, wenn ich etwas anderes gesagt hätte. Dann machte der Lehrer seinen Fehler: Er verlor die Geduld und schlug mich mit dem Stock, ohne einen Blick in mein Buch zu werfen. Erst nachher sah er genauer hin, und seine Verwunderung entging mir nicht. Er verließ für einen Moment das Klassenzimmer. Alle Schüler sahen sich das fatale Wort an, und alle sagten, Magister Jacques habe unrecht. Meine Schwester Margot weinte, und ich, der ich zum ersten Mal in meinem Leben den Stock zu spüren bekommen hatte, musste feststellen, dass diese Schläge heftig brannten – selbst im Winter! Ich schluchzte. Edmond Rameau und seine Schwester Madelon, die mir schon damals feindlich gesinnt waren, zeigten mir in einem anderen Syllabarum, dass es *tuum* heißen müsse. Und alle, die das *Pater noster* auswendig kannten, lachten über sie: »Wenn der kleine Monsieur Nicolas, statt zu lesen, sein Gedächtnis benutzt hätte, hätte er gesagt *sanctificetur nomen tuum!*«* Der Lehrer kam zurück, aber er erklärte mir nichts, wie es seine Pflicht gewesen wäre. Von da an hielt ich ihn für dümmer als alle seine Schüler.

Dieser Vorfall trug dazu bei, dass ich zum ersten Mal in Pension gegeben wurde – zu meiner Schwester Anne nach Vermenton. Miché Linard, ihr Mann, war ein eigenartiger, seltsamer Mensch. Der Schaden, den er meinem Charakter zufügte, indem er unbesonnen über meinen Vater und meine Mutter sprach, war zweifellos nicht wie-

dergutzumachen. Ich, der ich meine Eltern als Gottheiten ohne Fehl und Tadel ansah, musste hören, wie jemand ihnen Schwächen nachsagte. Miché, dieser Schwätzer, machte sich einen Spaß daraus, vor mir und trotz der Zeichen, die ihm seine Frau machte, Verleumdungen hervorzukramen, die ich hier nicht wiedergeben werde. Trotzdem gefiel es mir ganz gut bei meiner Schwester, denn bei diesem ersten Aufenthalt war ich noch nicht völlig menschenscheu geworden. Ich besuchte die Schule des Monsieur Convers, der viel mehr wusste als Magister Jacques. Die Freundlichkeit meiner Schwester, die Zärtlichkeiten, die mir wegen meiner Liebenswürdigkeit überall zuteilwurden, besonders im Haus des Notars und Richters Collet, der ein alter Freund meines Vaters war und mehrere bezaubernde Töchter hatte, machten mir die Tage in Vermenton zu den schönsten meiner ganzen Kindheit. Ein zweiter, späterer Aufenthalt dort verlief dann allerdings ganz anders.

Eine nicht besonders wichtige Begebenheit aus der Zeit nach meiner Rückkehr von Vermenton zeigt immerhin meine sehr ausgeprägte körperliche Empfindlichkeit. Meine Schwester Margot kam eines Tages auf den Gedanken, mich beim Anziehen zu kitzeln, worauf ich in eine tiefe Ohnmacht fiel. Man vermutete, sie habe mir einen Schlag versetzt. Ich beteuerte, es treffe sie keine Schuld, aber man glaubte mir nicht. Auf Drängen der älteren Schwestern, Marie, Marianne und Madeleine, alle drei große Tugendwächterinnen, sollte der Pfarrer Margots vermeintliche Lüge mittels der Beichte aufdecken, denn auf dem Land dient die Beichte zu allen möglichen Zwecken. Aber das junge Mädchen konnte sich von den Vorwürfen reinwaschen, was meine Eltern nur noch besorgter machte. Unter sich sagten sie: »Er wird uns nicht lange erhalten bleiben.«

Auch wenn Margot sich in diesem Falle durch die Beichte vollständig rechtfertigen konnte, weiß ich doch nicht, wie sie sich bei einer anderen, eigentlich unfassbaren Unbesonnenheit aus der Afäre gezogen hat, die im Grunde aber doch ihre Unschuld beweist.

Eines Tages führte sie mich und Marie-Louison, ein Mädchen ungefähr in meinem Alter, in ein Feld, wo der Hanf sehr hoch stand, und dort *disposuit nos ignorantissime, quemquem nostrum sedentem e regione, dicendo: »Hem! coite!« Maria-Ludovicella, pro sua intelligentia, obediebat; ast ego nec voluntatem, neque facultatem habebam, et nihil nisi conatus inertes efficiebam. Erubuit tandem Margaritella, et nos dimisit integras, fando: »Stulti vos, abite!«** Ich habe nie begriffen, was die damals dreizehn Jahre alte Margot eigentlich vorhatte. Sicherlich wird ihr irgendein Junge etwas erzählt haben, oder sie hatte eine Szene mitangesehen, wie ich sie schon beschrieben habe. – Da sage noch einer, die Unschuld lebe auf dem Dorfe! Überall wo Männer und Frauen einander begegnen, machen sich Gärung und Sittenverfall breit.

Meine erste Freundschaft schloss ich, als ich sechs Jahre alt war ... Du köstliche Empfindung, für die ich stets genauso empfänglich war wie für die Liebe! Ach, könntest du doch die Liebe in meinem Herzen überdauern, so wie du ihr vorangegangen bist! Mein erster Freund war ein Junge aus der Nachbarschaft, am gleichen Tag geboren wie ich, und auch er hieß Edme oder, wie man in dieser Gegend sagt, M'llo Bérault.

Die Verbundenheit mit ihm war bei mir ungeheuer stark! Ich spürte aber auch, dass er dieses Gefühl nur lau erwiderte und dass seine taube Seele nicht so empfindsam und feinfühlig war wie die meine. Das schmerzte mich, und um ihn für mich einzunehmen, machte ich ihm Geschenke: ein schwächliches Mittel, das bei undankbaren Freunden genauso wenig bewirkt wie bei undankbaren Frauen, diesen nichtswürdigen Attrappen ihres Geschlechts! Ich begann, die Einsamkeit zu lieben, infolge einer Gefühlsregung, die ich heute benennen kann: Stolz! Ich hatte das Gefühl, ich könnte aus eigener Kraft nicht glänzen. Ich kannte nicht den Wert meiner Schönheit in einem Land, wo man die der Blumen nicht wahrnimmt und Tiere nur nach ihrer Kraft und ihrem Nutzen beurteilt. Und hatte

mir nicht die meine in Sacy bloß Unannehmlichkeiten eingetragen? Ich fühlte mich schwach, ahnungslos, unfähig. Ich war das Spielzeug der großen Mädchen, die mich küssten, um sich zu amüsieren, oder vielmehr, um die großen Jungen anzustacheln. Die aber konnte ich nicht ausstehen, mit ihrer spöttischen Art und ihrer Bosheit. Alle Männer schienen mir verstockt. Die alten Leute beiderlei Geschlechts mochte ich ganz gern, weil sie mich lobten, weil sie sich vernünftig mit mir unterhielten und sich nie über mich lustig machten.

Die Gesellschaft meines Schulkameraden jedoch war etwas Köstliches! Mit ihm fühlte ich mich im Einklang und genoss den Zauber der Gleichheit. Ich tat, als spräche ich mit ihm von Mann zu Mann, und ahmte nach, was mir mein Vater manchmal über seinen Umgang mit den Kameraden seiner Kindheit erzählte. Hätte er mir nur von irgendwelchen unmoralischen Großtaten erzählt, wie es manche Eltern taten, so wäre mein Charakter für immer verdorben und mein Urteilsvermögen beschädigt worden...

Ich weiß nicht, wo ich von Höhlen hatte reden hören, oder ob wir von Natur aus ein Vergnügen an solchen Schlupfwinkeln haben, aber in der Nähe meines Vaterhauses gab es eine kleine Tongrube, an der ich Gefallen fand. Ich baute dort eine Art Sitzbank, schleppte allerhand Krimskram von meiner Mutter und meinen Schwestern herbei und richtete mit meinen Spielzeuggerätschaften einen kleinen Haushalt ein, wobei ich auch den Betstuhl und das zugehörige Kruzifix nicht vergaß. Als alles nach meinem Geschmack hergerichtet war, nahm ich M'lo Berault bei der Hand und führte ihn hin. Ich wollte sein Staunen und seine Dankbarkeit genießen, als ich ihm erklärte, ich würde ihm die Hälfte des Eigentums an meiner Höhle überlassen. Er war nicht sonderlich beeindruckt oder überrascht, aber der Platz als solcher gefiel ihm wegen der Kühle. Wir verabredeten, jeden Tag herzukommen, ohne irgendwem etwas davon zu erzählen. Ich war außer mir vor Freude! Ich machte mir ein Vergnügen daraus, M'lo jeden Tag etwas zu es-

sen mitzubringen. Die Gerichte waren nicht kostspielig und auch nicht schwer zu beschaffen. Die Kleinbauern aßen nur Graubrot. Bei uns zu Hause hingegen gab es Weißbrot, und für M'lot war das ein Genuss. Mal tat ich Nüsse dazu, mal rohe, mal geröstete Erbsen, wie man sie am ersten Sonntag in der Fastenzeit isst, manchmal auch Linsen, und an den Tagen, an denen Brot gebacken wurde, Pfannkuchen oder Fladen. Diese Letzteren vor allem schmeckten uns köstlich! Manchmal schenkte mir meine Amme, die viele Bienen hatte, etwas Honig, ein andermal Traubenmarmelade, Rosinen, Haselnüsse. Ich brachte alles mit in unsere Höhle, und Edmlot, indem wir uns die Sachen teilten, verdoppelte mir das Vergnügen beim Verspeisen dieser Leckereien. (Genauso habe ich mir später die Freuden der Liebe verdoppelt, indem ich meinem Freund Loiseau* davon erzählte.) Ich verband mich mit ihm durch meine Gaben und war sehr zufrieden.

Eines Tages aßen wir rohe Erbsen und warfen die, die von Würmern angefressen waren, auf die Erde, die in die Grube gerutscht war. Am nächsten Tag und die ganze Woche über regnete es, was uns daran hinderte, unseren Schlupfwinkel aufzusuchen. Als es nach acht Tagen wieder schön geworden war, kehrten wir zurück und – o Wunder! – fanden dort ein Feld mit lauter aufgegangenen Erbsen! Unsere Überraschung war so groß wie unsere Freude, und die war größer, als wir es je erlebt hatten, besonders, als wir an einer Erbse, die nicht ganz mit Erde bedeckt war, erkannten, dass es eine von unseren wurmstichigen war. »Sind das unsere Erbsen?«, fragten wir uns voller Verwunderung. Pflanzen, die durch unser Zutun entstanden waren! Das war eine Art von Vaterschaft: was für ein Ruhm! Ein Armeegeneral nach einem glanzvollen Sieg hätte keine höhere Meinung von sich haben können. Wir betrachteten unsere erste Hervorbringung mit einer trunkenen Freude, die nicht nachließ. Das war unser Feld, unser Garten, unser Beet, unser Gemüsefeld, unser Landgut, unser Königreich. Wir spürten das ohnmächtige Verlangen, es mit einem Zaun zu umgeben ... So

entsteht der Sinn für das Privateigentum, Ursache so vieler Laster und so vielen Unheils unter den unglücklichen Sterblichen! Es war unmöglich, dass er nicht entstand. Jeden Tag besahen wir unser Feld. Jedes Blatt, das sich neu bildete, ließ unser Dasein heller strahlen. Dieses Glück war zu viel – ich konnte es nicht für mich behalten.

»Papa«, sagte ich eines Abends, »ich habe Erbsen gesät, und die wachsen nun, als hätten Sie selbst sie gesät!«

»Oho! Umso besser! Wenn es mit unserem Feld nichts wird, dann können wir uns mit deinem behelfen.«

»Aber es gehört mir nicht allein. Eine Hälfte gehört Edmlot Béraut!«

»Dann teilen wir eben die Ernte.«

Was für eine Freude! Im tiefsten Grunde meines Herzens wünschte ich mir, dass aus dem Feld meines Vaters nichts würde, damit meines aushelfen könnte. Denn von nun an bestand für mich der einzige wahre Ruhm darin, nützlich zu sein, und der Richtigkeit dieser Anschauung verdanke ich alles, was ich später geleistet habe.

Etwas später – nach zwei weiteren Regentagen – fanden wir unsere Erbsen in Blüte stehen: neues Entzücken! Alles ließ uns staunen! Alles war außerordentlich und eine Lust für uns ... Die Schoten bildeten sich. Sie füllten sich.

Die Zeit der Ernte rückte heran, als ich eines Tages, nachdem ich M'lo nirgendwo gefunden hatte, allein zu unserer Domäne ging. Großer Gott, was für eine Wüstenei! Was für eine Zerstörung! Die Erbsen waren abgerissen! Die Schoten, frisch geöffnet, hatte anscheinend ein Schlemmer geleert, der sich daraus sein Mittagsmahl bereitet hatte, denn auf dem Boden sah ich Graubrotkrümel. Es fehlte nicht viel, und ich wäre in Ohnmacht gefallen. Mit Tränen in den Augen und schweren Herzens fasste ich mich ... Ah! wenn ich erwachsen und ein König gewesen wäre – was für einen grausamen Krieg hätte ich gegen die Räuber geführt, die mir die Ernte des ersten von mir selbst bestellten Feldes entrissen hatten!

Von der Schule läutete es. Ich ging hin. Ich sah M'lo, die Augen auf sein Buch geheftet, aber ich war zu arglos, Verdacht zu schöpfen. Erst zehn Jahre später erfuhr ich die Wahrheit ... Dieses unselige Abenteuer heilte mich für lange Zeit vom Wahn des Privat-eigentums. Er erlosch vollständig in mir, um dann viel später noch einmal zu erwachen.

Es war kurz vor meinem siebten Geburtstag. Da wurde ich Zeuge eines Vorgangs, der viele überraschen wird und einmal mehr beweist, dass die Menschen, wenn sie zahlreich beisammenleben, auf dem Land fast genauso leicht ins Verderben geraten wie in der Stadt – jenes Verderben noch gar nicht eingerechnet, das von der Stadt auf das Land übergreift, wenn die Dienstboten beiderlei Geschlechts und die Milizsoldaten in ihre Dörfer zurückkehren, nachdem sie in der Ferne verlottert sind.

Ein Dutzend Jungen, doppelt so alt wie ich, also in der Pubertät, veranstalteten am helllichten Tage beim *Untertor* (das nach Osten hinaus nannte sich *Obertor*), diese Jungen also veranstalteten eine *Ausstellung*, die ich hier nicht näher beschreiben kann...⁺

Ich würde auf dieses Erlebnis nicht ohne gewichtigen Grund zu sprechen kommen. Aber wird man am Ende der Jugendjahre von der Natur selbst über die körperliche Seite der Liebe unterrichtet, oder geschieht dies nur durch das, was man um sich herum sieht und hört? Ich glaube, die Natur würde sich mehr Zeit nehmen, und sie würde sich durch Träume mitteilen. Ein einziges Wort genügt ja schon, und auch wenn die Eltern allein und ohne Bedienstete auf

⁺ *Omnes, sine verecundia mentulas exhibentes, ad retracionem praeputii certatim ludebant. An ad emissionem usque seminis eruperunt, non potui, pro aetate mea, distinguere: sed erubescere vidi neminem.* (Ohne Scheu stellte jeder von ihnen sein Glied zur Schau, und sie machten ein Spiel daraus, die Vorhaut gleichsam um die Wette zurückzuziehen. Ob sie dabei zum Erguss kamen, konnte ich wegen meines Alters nicht erkennen, aber erröten sah ich keinen von ihnen.) Meiner Erinnerung nach habe ich um die Zeit dieser *Ausstellung* auch den berühmten Kometen von 1740 oder 1741 gesehen. Ich hörte den Abbé Thomas hierüber mit einem anderen Seminaristen aus Auxerre diskutieren.

dem Lande lebten, würde dieses Wort in jedem Fall ausgesprochen werden.

Was aber soll man tun, wenn Aufklärung unumgänglich ist? Man sollte die Natur nachahmen, die die Einsichten nach und nach vermittelt, so wie die Kräfte sich einstellen. – Aber wenn diese Einsichten durch Zufall und willkürlich vermittelt werden, soll man dann mit den Kindern darüber sprechen? – Ja, und zwar, um sie mit den körperlichen Folgen zu erschrecken. Ein weiser Freund bewahrte mich zwischen meinem einundzwanzigsten und meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr vor der Ausschweifung, indem er mich erschreckte. Und wenn es gelingt, bei der Jugend die erste Explosion hinauszuzögern, ist alles gewonnen, denn die Gefahr erwächst vor allem aus dem Missverhältnis zwischen den Körperkräften und den vorzeitigen Begierden. Um vorschnelle Erkenntnisse zu verzögern, müssten die Eltern auf dem Lande, wie früher, ihre Kinder vom Tisch fernhalten, sobald Fremde daran Platz nehmen. Sie müssten sie unter ihrer Aufsicht mit Landarbeit und dem Hüten der Herden beschäftigen, was aber heute nur noch am Scioto* möglich ist. Den Eltern in den großen Städten bleibt wohl nur das schwache Mittel, ihre Kinder selbst zu unterrichten und ihnen mit dem Gift auch das Gegengift zu verabreichen.

Schließlich ging mein siebtes Jahr zu Ende. Ich war noch immer mit M'lo Béault befreundet und hegte nicht den geringsten Verdacht wegen seiner Unredlichkeit oder vielmehr Naschhaftigkeit, die ihn dazu gebracht hatte, die Ernte von unserem gemeinsamen Feld ganz allein zu vertilgen.

Eines Tages, als ich ihn zur Schule abholen wollte, sagte seine Mutter zu uns: »Meine Kinder, heute seid ihr sieben Jahre alt geworden, denn ihr seid beide am gleichen Tag und fast um die gleiche Stunde geboren. Jetzt seid ihr in dem Alter, wo ihr sündigen könnt und eure Unschuld verliert. Bisher konntet ihr noch nicht sündigen, weil euch der Verstand fehlte, ab jetzt aber müsst ihr beide ganz brav sein.«

M’lo hörte diese Lektion, die doch durchaus nützlich klang, stumpfsinnig an. Ich hingegen erschrak! Ich war zwar entzückt, sieben Jahre alt und ein vernünftiges Wesen geworden zu sein. Aber die Idee der Sünde, mit der mich meine Mutter in ihren Reden immer erschreckte, machte mir großen Kummer! Ich verließ das Haus der Mutter Béault mit Tränen in den Augen. Ergriffen vom Respekt vor meinem neuen Verstand, blickte ich ganz bescheiden und zerknirscht drein, wie ein Mädchen, das zum ersten Mal zur Kommunion geht. Wir liefen zur Schule. Dort legte ich ein Betragen von beispielhafter Bravheit an den Tag – ich, der sonst immer ein bisschen zappelig war. Magister Jacques bemerkte es und fragte mich lachend: »Was ist denn los, Monsieur Nicolas?«

»Ich bin ab heute sieben, Monsieur. Ich kann jetzt sündigen und mich gegen Gott vergehen! Wenn ich bloß wüsste, was ich dagegen tun soll.«

»Ganz einfach, Sie brauchen nur immer Ihre Pflicht zu tun.«

Diese schwammige Antwort stellte mich zufrieden, und mir scheint sogar, es war die einzige gute, die mir der Magister Jacques je gegeben hat.

Nach dem Unterricht gingen wir hinaus. Ich dachte nur noch an den Vorteil meiner sieben Jahre, dass ich nun kein unverständiges Kind mehr war, denn ich schrieb meinem neuen Alter eine wirkliche Kraft zu. So wurde ich denn vor lauter Begeisterung Dichter. Ich nahm die Hand von M’lo und die eines anderen Kameraden, seines Cousins Etienne Dumont, der zwei Monate älter war, und gemeinsam sangen wir meine ersten Verse:

*Tra-la-la, ihr Lieben!
Von nun an sind wir sieben!*

Ich überbrachte diese Neuigkeit meinen Schwestern. Meine überschwängliche Freude erstaunte sie, weil sie deren Ursache nicht ahnten, die in nichts anderem bestand als dem Verlangen, groß zu

werden und ein Mann zu sein. Mein Vater und meine Mutter wollten es genauer wissen. Sie erkundigten sich danach, wie man mich über mein Alter unterrichtet hatte, und nutzten die Gelegenheit, mir einige Lehren zu erteilen, die ich mit vollkommen verständiger Miene anhörte. Ich hörte sogar heraus, dass sie mit dem, was mir Mutter Béault gesagt hatte, nicht ganz einverstanden waren. Aber die Gründe, die sie nannten, gingen über meinen Horizont.

Ein Jahr war vergangen seit unserem Umzug nach dem Hofgut La Bretonne. Ich war ungefähr neun, und die natürlichen Anlagen, deren Wirkung ich schon seit der frühen Kindheit verspürte, machten sich mit zunehmendem Alter immer deutlicher bemerkbar. Wenn ich an dieser Stelle noch nicht darauf zu sprechen käme, würde man mir das wohl noch abnehmen, zumindest für eine gewisse Zeit. Eine Leidenschaft, die vornehmste von allen, schwelte in meiner Brust und ließ bisweilen Funken sprühen, bevor noch die körperlichen Fähigkeiten darauf reagieren konnten. Sie war eine Auswirkung des körperlichen Wachstums und daher unbezwinglich. Außerdem verwandelte sie sich nun in einen schmerzhaften Drang, wie ihn Eunuchen gewöhnlich verspüren. Es war diese ohnmächtige Leidenschaft, die mich auch scheu machte. Ich war schön. Das goldbraune Haar, das ich damals hatte, lockte sich und gab mir das Aussehen von Engeln, wie sie der heiteren Phantasie italienischer Maler entsprungen sind. Mein feingeschnittenes Gesicht wurde durch eine Adlernase, durch die Schönheit meiner Augen und die Frische meiner Lippen geadelt, die mir so viel Glück gebracht haben. Ich war blass und weiß wie eine Lilie, schlank und zartgliedrig in einem Land, wo die Leute wohlbelebt sind, was mir angeblich einen Anflug von Pfiffigkeit verlieh.

Noch heute erinnert man sich daran, wie mich die großen Jungen damals hänselten, die es nicht leiden konnten, dass die Mädchen einen schönen Knaben so freimütig küssten wie ein kleines Kind: »Er hat ein Mädchen am Hals!« Nur zu gut gelang es ihnen,

mir Scham einzuflößen! Die Mädchen aber, die dies durchschauten, fanden nur desto mehr Gefallen an ihrem Treiben. Eines Sonntags, nach der Messe, fand ich mich plötzlich umringt von Reine Miné, Jeanne und Madeleine Champeaux, Agathe Tilhien, Madelon Blondin, Marie Menant, Mathron oder Marthe Béault, Ursule Ledme, Nannon Fouard, der älteren Schwester von Marie – kurz, von allen Mädchen im heiratsfähigen Alter. Sie küssten mich eine nach der anderen, auf die Wangen, auf den Mund, und einige ließen dabei sogar ein leises Schmatzen hören. Mein Widerstand vervielfachte nur ihre Attacken und machte sie noch kühner. Ich litt und hatte doch zugleich meinen Spaß daran. Und als sie von mir abließen, riefen die großen Jungen: »Er hat zehn Mädchen am Hals!« Dieses spöttische Geschrei beschämte mich, und ich machte mich aus dem Staub.

Seit diesem Tag konnte ich nicht mehr ausgehen, ohne dass die Jungen mir nachliefen, um mir ein Mädchen an den Hals zu hängen. (Da sie selbst es wegen der Eltern und dem Pfarrer nicht wagten, die Mädchen zu küssen, machten sie sich einen Spaß daraus, zuzusehen, wie sich die Mädchen mit mir abgaben.) Ich nahm Reißaus. Die Mädchen liefen mir nach. So wurde es bald üblich in Sacy, den kleinen Monsieur Nicolas mit Gewalt zu küssen, was mich sehr kränkte und mir den letzten Rest von Vertrauen in die Menschheit raubte. Aber der Zwang, dem ich da unterworfen war, und die Zärtlichkeiten in aller Öffentlichkeit, die meine natürliche Schamhaftigkeit empörten, zögerten zweifellos doch auch den Ausbruch des Vulkans heraus, der mich verschlungen hätte. So brachten mich Zwang und Spott von dem ab, wonach es mich von Natur aus verlangte.

Bisweilen bewegte ich in meinem kleinen Kopf weit vorauseilende Ideen! Und doch muss es überraschen, dass ich mir vorstellte, es könnte mir Freude machen, ein Mädchen gegen seinen Willen zu küssen, ihm solche Furcht einzujagen, dass es weglief, und es dann zu verfolgen. Ich hatte das Gefühl, dies sei meine eigentliche Rolle,

und ich brannte darauf, sie zu spielen. Meine Schönheit machte mich nicht etwa stolz, sie schien mir vielmehr das Zeichen einer erniedrigenden Verweichlichung zu sein, das Gegenteil von jener männlichen Haltung, die mir, wie ich glaubte, den Respekt der Mädchen verschaffen würde. Eine Anekdote aus jener Zeit mag diese merkwürdig anmutende Vorstellung veranschaulichen.

Zu uns kam oft eine Kurzwarenhändlerin aus Noyers mit einem großen Weidenkorb, in dem sie ihre Sachen präsentierte, eine Madame Geneviève. Ihren Wagen kutscherte ein Mann, der nicht ihr Ehemann war (was mir zum ersten Mal eine Vorstellung von Sitzenverderbnis eingab): ein dicker, starker, obendrein pockennarbig er Kerl aus der Franche-Comté mit stolzer Miene, den Hut schräg auf dem Kopf. Sein Aussehen gefiel mir. Mir schien, so müsste ein Mann aussehen, und auch ich wollte das. Ich malte mir aus, wie die Mädchen bei solch imposanter Hässlichkeit vor mir wegläufen würden, und bebte vor Vergnügen bei diesem Gedanken. Denn man brauchte sich nur anzusehen, wie meine Schwestern und die beiden Dienstmädchen vor dem furchterregenden Mann aus der Franche-Comté Reißaus nahmen und wie er sie trotzdem immer fing! Ich bemerkte die Ängstlichkeit auf ihren Gesichtern, wenn er sie festhielt: Das war ein Held, ein schrecklicher Sieger! Wie gut mir diese Rolle an ihm gefiel! Betrübt verglich ich sie mit der meinen. »Ach, wenn ich erst pockennarbig bin!«, rief ich und bekundete vor aller Welt mein Verlangen, die Blättern zu bekommen, um nachher auszusehen wie dieser Mann. Und alle lachten mich aus, denn er war einer der hässlichsten Leute, die man zu Gesicht bekommen konnte, aber groß und breit – ein Klotz. Außerdem gefiel er Madame Geneviève, die auch mir keineswegs missfiel: ein Grund mehr, ihn um sein Glück zu beneiden – hässlich sein und geliebt werden!

Nach und nach gewannen mein Vorstellungen von den Frauen an Klarheit. Ich spürte, dass nur sie liebenswürdig waren. Lieber wäre es mir allerdings gewesen, wenn ich *sie* geküsst hätte und nicht *sie mich*. Diese zweite Rolle missfiel mir. Doch die erste zu

übernehmen, wäre für einen kleinen Jungen von neun Jahren lächerlich gewesen. Während meine Eltern sich also in vollkommener Sicherheit wähnten und überzeugt waren, ihr Hippolyt* könne die Frauen nicht ausstehen; während sich das Gerücht von meiner Abneigung gegen das schöne Geschlecht wegen der vielen Leute, die mein Vater bei sich empfing, in der Nachbarschaft immer weiter verbreitete und man den kleinen Monsieur Nicolas für einen Narziss zu halten begann, kreisten dessen Gedanken, sobald er allein war, bei Nacht und am Tage, um nichts anderes als dieses Geschlecht, vor dem er zu fliehen schien! Die Mädchen, die sich mit der größten Sorgfalt zurechtmachten, gefielen ihm selbstverständlich am besten. Und da der Körperteil, der sich am wenigsten leicht sauber halten lässt, jener ist, der den Boden berührt, waren es die Schuhe, denen er unwillkürlich seine größte Aufmerksamkeit widmete. Die schon genannten Mädchen, Agathe Thilien, Reine Miné und vor allem Madeleine Champeaux, waren damals die elegantes-ten. Ihre gepflegten, sorgfältig ausgesuchten Schuhe hatten statt der Schnüre Schleifen, die in Sacy noch nicht üblich waren, vorzugsweise blau oder rosa, je nach der Farbe des Rocks. Ich dachte an diese Mädchen voller Rührung. Ich begehrte – ich wusste nicht was, aber ich begehrte etwas. Etwas, bei dem es darum ging, sie zu unterwerfen.

Etwa um diese Zeit erblickte ich in Sacy ein Fräulein. Sie trug feine, farbige Schuhe wie in der Stadt, die Schnallen mit Glasperlen besetzt, und außerdem war sie eine bezaubernde Person! Ich war hingerissen und hielt sie anfangs für die entzückende Colette, die mich, als ich noch klein war, in Vermenton mit Zärtlichkeiten überhäuft hatte. Doch dann hörte ich, sie sei ein Fräulein aus Noyers, eine Verwandte des Herrn Pfarrers namens Suzanne Colas ... Mit ihren zarten, frischen Reizen kam sie mir vor wie eine Fee, denn von Göttinnen wusste ich noch nichts. Ich träumte nur noch von ihr. Mademoiselle Colas ließ mich meinen robusten Schönheiten aus Sacy

untreu werden, zweifellos, weil ich selbst zierlich und schwach war und deshalb den Eindruck hatte, bei ihr würde mir das Unterwerfen leichter fallen. Suzanne verschwand wieder und geriet in Vergessenheit. Aber den Zauber, der mich an die Mädchen fesselte, hatte sie noch verstärkt und den tiefen Eindruck vorbereitet, den eines Tages eine himmlische Frau auf mich machen sollte!

Ich bezweifele, dass die so frühzeitig entwickelten kleinen Negerjungen, die mit neun oder zehn Jahren schon Vater werden können, früher anfangen, die Frauen zu begehrn, als ich es tat. Man wird bald sehen, dass auch ich diese Kraft besaß, und es ist dies nicht das am wenigsten verblüffende und uninteressanteste Phänomen in meinem Leben.

Aber die Vorliebe für schöne Füße, die bei mir so stark war, dass sie mein Begehrn unweigerlich erregte und mich sogar über alles Hässliche hinwegsehen ließ – hat sie ihre Ursache im Körperlichen oder im Seelischen? Bei allen, die sie hegen, ist sie überaus stark – aber was liegt ihr zugrunde? Etwa ihre Beziehung zur Leichtfüßigkeit? Zur Anmut und Wonne des Tanzes? Die künstliche Vorliebe für Schuhe ist nur der Abglanz des Vergnugens an schönen Füßen, die ja selbst den Tieren Eleganz verleihen. Irgendwann gewöhnt man sich daran, die Hülle für die Sache selbst zu nehmen. So war die Leidenschaft, die ich schon in meiner Kindheit für feine Schuhe hegte, eine künstliche Vorliebe, die auf einer natürlichen beruhte. Die Vorliebe für kleine Füße hat ihre Ursache aber allein im Körperlichen, worauf auch das Sprichwort hinweist: *Parvus pes, barathrum grande!** – wobei die Erleichterung, die dieses Letztere bietet, der Fortpflanzung zustattenkommt. Ich will versuchen, mich in der Fußnote verständlicher auszudrücken...⁺

Wenn ich ein Haus betrat und dort die Festtagsschuhe nebeneinander aufgestellt sah, wie es der Brauch ist, bekam ich Herzklopfen

* *Aperta vulva semper facilitat intromissionem ac projectum seminis in uterum.* (Eine weite Vulva erleichtert immer das Einführen des Gliedes und das Herausschleudern des Samens in die Gebärmutter.)

vor lauter Freude: Ich wurde rot, ich senkte den Blick wie vor den Mädchen selbst. Erfüllt von dieser heftigen Vorliebe und den wölbigen Gedanken, die bei einem Zehnjährigen eigentlich nicht vorstellbar sind, floh ich – von einer unwillkürlichen Scham getrieben, die der Schamhaftigkeit dieser jungen Personen sehr ähnlich war – die Mädchen, die ich, gleich einem zweiten Anakreon, bis in ihren seelenlosen Aufputz anbetete!

Zwei alte Männer, Monsieur Restif aus Noyers, der Großvater der Restifs in Grenoble, und mein Onkel Droin aus den Dörfern am Fluss*, sahen mich beim geringsten Lob, das mir zuteilwurde, die großen Augen mit ihren langen Wimpern niederschlagen und sagten, von meiner äußerer Erscheinung getäuscht, zu meinen Eltern: »Aber Ihr Sohn benimmt sich ja wie ein zaghaftes Mädchen – sind Sie sich sicher, dass er ein Junge ist?«

Ich glaube, die Männer, die es am heftigsten zu den Frauen zieht, verspüren in ihrer unreifen Jugend allesamt die gleiche Befangenheit, die gleiche Scham, die gleichen künstlichen Vorlieben: weil sie schon fühlen, was die anderen noch nicht empfinden. Genauso muss man das schamhafteste Mädchen, das besonders leicht errötet, für dasjenige halten, das am ehesten geneigt ist, sich den Freuden der Liebe zu überlassen. Eine Beobachtung wird bestätigen, welches der wahre Grund der Ohnmacht war, die mich vor den schönen Mädchen fliehen ließ, nämlich diese: Ich ging weder den alten noch den hässlichen Mädchen aus dem Weg und wurde auch nicht rot vor ihnen, weil ich vielleicht schlecht angezogen war oder irgendetwas falsch machte. Oft kam es den Hässlichsten aus Sacy in den Sinn, mir nachzustellen, und ich blieb. Sie zeigten sich darüber verwundert, und alle Welt zog daraus den Schluss, ich würde die Alten und Hässlichen lieben. Ich habe gehört, wie selbst mein Vater sich über meinen sonderbaren Geschmack wunderte und fürchtete, er könnte völlig verderben, vor allem nachdem ich durch mein Betragen Anlass zu einigen Klagen gegeben hatte: Denn ich wollte alles anfassen, alles verbessern und verdarb doch das meiste; was mir den we-

nig ehrenhaften Spitznamen *Murkser* eintrug. Eines Tages ließ mein Vater mich durch unseren Pflugknecht Germain nach den Gründen für mein sonderbares Betragen fragen. »Nein«, erwiderte ich, »ich liebe nicht die Hässlichen; aber ich habe auch keine Angst vor ihnen.« Dies beruhigte Edme Restif.

Drei oder vier Jahre zuvor hatten die unverdienten Prügel, die mir der Magister Jacques verabreicht hatte, meinen Vater und meine Mutter bewogen, mich in Vermenton bei meiner Schwester Anne in Pension zu geben. Nun wollten sie mich zum zweiten Mal dort unterbringen – aus mehreren Gründen. Auch deshalb, weil mein ältester Bruder in Vermenton zum Vikar ernannt worden war. Meine Eltern ahnten nicht, wie sehr der Parteigeist die Schüler jansenistischer Priester davon abbringt, sich um die eigenen leiblichen Eltern zu kümmern. Sie fassten ihren Entschluss am 6. Dezember. Er wurde aber erst am 29. Juni 1745 in die Tat umgesetzt, an dem in Sacy der Schulunterricht aufhört, um erst nach der Weinlese wieder zu beginnen.

Der Platz, wo es mir in meinem Exil am wenigsten missfiel, war die Schule – wegen der Jungen in meinem Alter, mit denen ich es dort zu tun hatte. Obwohl ich inzwischen sehr schüchtern war, vergnügte ich mich manchmal mit den jungen Viards, von denen einer Maler werden wollte, und mit den Boudards, den Neffen der Mutter meiner Schwestern aus der ersten Ehe. Diese Kameraden nahmen mich zu Monsieur Collet mit, dem Notar und Richter, der außerdem ein alter Freund meines Vaters war. Damals gab es vier oder fünf Mädchen in diesem Haus, von denen eine, die so hieß wie ich – Colette –, mir besonders freundlich begegnete. Sie schlug sich auf meine Seite, wenn andere sich über meine bäurische Art lustig machten oder meine Naivität ins Lächerliche zogen. Als ich dann wieder nach Sacy zurückkehrte, dachte ich oft an Colette. Die Erinnerung an sie war noch lieblicher als ihre Gegenwart, und ihr geliebtes Bild verschönte mir lange Zeit meine Träume. Zwei- oder dreimal bin

ich, solange die schöne Jahreszeit noch währete, sogar auf den Gipfel des kargen Terrapion-Hügels gestiegen, um einen Blick auf den Ort zu werfen, der mir vor kurzem noch so unliebsam gewesen war, und voller Rührung zu sagen: »Dort lebt sie, Mademoiselle Colette, die gute Freundin meines Vaters und meiner Mutter.« Aber nichts auf der Welt hätte mich dazu gebracht, hinabzusteigen und Vermenton noch einmal zu betreten. Mich plagte die vage Befürchtung, man würde mich dort festhalten.

Bei der Rückkehr in mein Dorf (zu der zweifellos Mademoiselle Colette meine Eltern bewogen hatte) glaubte man, der Aufenthalt in der Fremde habe mich abgehärtet. Aber es dauerte nicht lange, da zeigte sich, dass ich nur noch schüchterner geworden war, und die Mädchen begannen von neuem, mir nachzulaufen. Die Gefahr ging jedoch nicht von meinen arglosen Landsmänninnen aus, sondern von einer Fremden. Schon hier, obwohl ich noch so jung bin, steht mir das außergewöhnlichste Abenteuer meines Lebens bevor – für sich genommen und in Anbetracht seiner Folgen!

Man erinnert sich, dass meine Schulkameraden die jungen Rameaus waren: Edmond, François, Charles und Louis, die, wie ihre Schwester Madelon, ausschließlich Unterricht bei Magister Jacques nahmen. Ihre Mutter hasste mich und überhäufte mich trotzdem mit Zärtlichkeiten. Ihre Söhne waren Dickschädel und nicht besonders helle. Im Dorf galten sie weniger als ich, obwohl sie reicher waren. Ihre Mutter wusste das, und ihre Liebe zu ihnen litt darunter. Sie hatte versucht, mich bei Antoine Foudriat, dem Pfarrer, schlechtzumachen, und bei jedem anderen wäre ihr dies auch gelungen. Er jedoch durchschaute sie. Dennoch ließ sie mir, wenn ich bei ihr war, reichlich Komplimente und Aufmerksamkeiten zuteilwerden. Man weiß allerdings auch, dass sie all dies nur in der Hoffnung tat, ich könnte einen Fehlritt begehen, der ihr helfen würde, mich in Verruf zu bringen. Der Mutterhass, den mir diese Frau entgegenbrachte, ist eine der großen Merkwürdigkeiten meiner jun-

gen Jahre. Sie schadete mir eigentlich nur dadurch, dass sie den Herrn Antoine davon abbrachte, mir die Grundlagen des Lateinischen beizubringen, wie er es gern getan hätte. Aber man kann sich nicht vorstellen, wie einschneidend und irreparabel dieser Schaden war! Herr Antoine war ein Philosoph, der mich rasch vorangebracht hätte.

Madame Rameau hatte im August dieses Jahres eine hübsche Schnitterin aus Précy-le-Sec bei sich, aus der Gegend, wo ihr Mann lebte. Dieses Ehepaar hatte nämlich, obwohl es sehr einträchtig war, getrennte Wohnsitze. Die Mutter mit den Kindern wohnte auf dem Gut in Sacy, und der Vater bewirtschaftete das noch größere Anwesen in Précy. Die Schnitterin, eine dicke Frau mit freundlichem Gesicht, hatte etwas so Sinnliches an sich, dass sie die Eifersucht der Madame Rameau erregte – zu Unrecht, wie ich bestätigen kann. Der Automat, den sie ihren Mann nannte, war mit seinen Feldern verheiratet. Er schlief mit dem Vermögen seiner Frau und fand seine Genüsse nur in ihm. Ehemann und Ehefrau tauschten also ihre Schnitterinnen. Eine dicke Mathron aus Sacy, hässlich wie das Gewissen einer Pfandleiherin, wurde nach Précy geschickt, und die appetitliche Nannette kam zu der Frau ihres Herren. Ich entdeckte Nannette in der Kirche, an Mariä Himmelfahrt, wenn alle Mädchen in Weiß erscheinen. Ihr Anblick verdutzte mich, aber so, wie ich es noch nie erlebt hatte! Es waren Gelüste und nicht Liebe, die ich verspürte; eine Gluthitze kreiste in meinen Adern. Nannette war für mich die erste Frau. Dieser neue, ungeheure Eindruck verblüffte mich! War dies die Wirkung ihrer Art von Schönheit, die nur zu den Sinnen sprach wie die Schönheit so vieler Frauen, denen ich seither begegnet bin, im Laufe der dreißig Jahre meines vollkommenen Menschseins? Als Nannette die Kirche verließ, folgte ich ihr, um sie besser betrachten zu können, und dabei setzte sie meine Phantasie vollends in Flammen: Es war etwas Lüsternes an ihr, das ich noch nicht erblickt hatte, auch nicht bei der schönen Ursule Lamas aus Nitry. Ich ging ihr nach, so nah wie nur möglich, bis zum Tor der Rameaus,

und die Wollust überkam mich. Als ich dann im Hof von La Brettonne war, fiel mir jene *Ausstellung* wieder ein, die die fünfzehnjährigen Jungen beim Obertor veranstaltet hatten, von der ich schon gesprochen habe, und ich legte Hand an mich – ohne Erguss, wohl aber auf der Suche nach der Ursache eines neuartigen Phänomens, *altae rigidaeque erectionis.**

Als ich am nächsten Tag zur Messe wollte, ging ich, obwohl ich mich schämte, bei den Rameaus vorbei, um sie und auch ihre Schwester Madelon abzuholen und gemeinsam hinzugehen. Ich hörte, wie Mademoiselle Rameau ganz leise zu der schönen Schnitterin sagte: »Hör mal, Nannette, siehst du den langen Einfaltspinsel da? Wenn du den zu küssen versuchst, nimmt er Reißaus!« Nannette begann zu lachen, aber da wir es eilig hatten und nicht zu spät kommen wollten, gingen wir alle gemeinsam los. Auf dem Rückweg von der Kirche ließ mich das Verlangen, Nannette wiederzusehen, jene natürliche Scham überwinden, die mich so lange dazu gebracht hatte, dem, was mir am meisten gefiel, sorgfältig aus dem Weg zu gehen. Ich gab den drängenden Einladungen meiner Kameraden und Madelons höflichem Drängen nach. Ich war in diesem Haus inzwischen so willkommen, dass ich mich schon ein wenig heimisch fühlen konnte. Als wir im Hof waren, sah ich, wie Mademoiselle Rameau der aufreizenden Schnitterin etwas ins Ohr flüsterte. Madelon war ganz anders als sie – eines dieser Wesen ohne Geschlecht und ohne Anmut, die weder schön noch hässlich sind, mit denen einfach nichts los ist. Denn es gibt auch Frauen, die so sind, nicht bloß Männer. Bei den Frauen liegt es daran, dass sie nichts haben, womit sie gefallen.

Ich spielte mit meinen Kameraden. In einem Augenblick, wo ich mich allein hinten im Maultierstall versteckt hatte – Vater Rameau benutzte diese Tiere zum Pflügen –, kam Nannette leise hinter mir her, überraschte mich und nahm meine beiden Hände: »Ich muss Sie jetzt einfach mal nach Herzenslust küssen«, sagte sie und lachte. Ich tat, als wollte ich mich von ihr losmachen, was ihre Lust

nur verdoppelte. Sie drückte mich an ihre Brust, die schönste, die ich bisher gesehen hatte. Heftig bewegt, erwiderte ich ihre Küsse. Eine wahre Liebeswut schien Nannette zu packen. Sie drückte mich an sich, bemächtigte sich meiner ganzen Person und ließ mich die ihre betasten. Anscheinend hatte dieses Mädchen Temperament im Übermaß. Sie wurde bleich, ihre Knie gaben nach; sie drückte mich an sich und stieß mich wieder zurück, wieder und wieder. Schließlich überkam sie ein solcher Sinnenrausch, dass sie genommen werden wollte, und sie tat, was dazu erforderlich war. Gleich einer zweiten Sappho half sie der Natur, ließ sie ihre Wirkung tun und löste in mir eine unbekannte Erschütterung aus. Ah, dieser Moment des ersten Zeugungsakts, ungeheuerlich! – ich fiel in Ohnmacht...!

Als ich wieder zu mir kam, war ich mit Wasser übergossen. Meine Kameraden umringten mich. Madelon sagte zu Nannette: »Ja, hast du ihn denn gekitzelt? Ich habe vergessen, dir zu sagen, dass man das nicht tun soll. Denn ich weiß von seiner Schwester Margot, dass er umkippt, wenn man ihn kitzelt.« Nannette wurde rot und stammelte: »Oh, das habe ich nicht gewusst!« Damit war das Gespräch beendet. Ich hatte nur noch eine vage Erinnerung an das, was geschehen war. Dreizehn Jahre müssen noch vergehen, ehe ich die Folgen davon zu Gesicht bekomme. Erst sie werden mich eines Tages begreifen lassen, dass ich mit zehneinhalb Jahren zum Mann geworden bin. Traurig begab ich mich nach Hause, immer noch einer Ohnmacht nahe – und in einem Zustand, der das bekannte Sprichwort bestätigt, zugleich aber auch die Hälfte der Ausnahmen, die es macht, widerlegt: *Omne animal post coitum triste; excepto gallo-gallicinaceo, et scholastico futuente gratis.**

Wie gesagt, die Mädchen liefen mir weiter nach. Die älteste Tochter meiner Amme, eine Nachbarin von Madame Rameau, hatte von der Szene im Maultierstall etwas mitbekommen, und eines Tages schimpfte sie mit den anderen und hielt ihnen vor, ich sei kein Kind

mehr und ihr Betragen mir gegenüber würde sie alle in ein schlechtes Licht rücken.

Zu mir sagte sie: »Sie sind zu gutmütig. Wenn die Mädchen kommen, um Sie zu küssen, dann küssen Sie zurück, wie bei Nannette ... aber nicht so doll! Sie brauchen das nur zweimal zu machen, dann haben Sie Ruhe vor ihnen.«

Die Mädchen glaubten, die Vorhaltungen gingen auf meine Amme zurück. Die hübsche Marguerite Bourdillat, die nicht älter war als ich, begegnete mir eines Abends allein und getraute sich trotzdem noch und rief mir zu, sie werde mir »ein Mädchen an den Hals hängen«. Sie kommt auf mich zu. Ich laufe nicht weg. Sie umarmt mich. Ich drücke sie. Sie küsst mich. Ich erwidere den Kuss. Ich gebe ihr einen dritten, einen vierten. Erst muss sie sich wehren, und dann bleibt der kecken, kleinen Angreiferin nichts anderes übrig, als Reißaus zu nehmen, wobei sie ruft: »Aber ich dachte, Sie wären es, der wegläuft!« Ich antwortete ihr, seit kurzem würde ich nicht mehr weglauen, sondern alle Mädchen dreimal küssen.

»Na, da werden Sie alle erwischen, denn ich werde nichts weitersagen.«

Ich war recht zufrieden mit dieser Probe. Ich ging weiter und stieß bald auf eine Gruppe großer Mädchen, die mich sogleich umringten. Im ersten Moment wollte ich fliehen, doch dann besann ich mich und warf mich Reine Miné an den Hals.

»Na, so was, der küsst ja dich!«, rief Madeleine Champeaux. Sie kam als Nächste an die Reihe und ließ mich machen, *solange ich wollte*. Dann lief ich zu Agathe und schäkerte mit ihr. Die drei Mädchen sahen sich überrascht an. Die Frauen und die anderen Mädchen kamen dazu, und als sie sahen, wie ich mich aufführte, klatschten sie Beifall und riefen: »Gut gemacht! Glaubt ihr noch immer, ihr hättet es mit einem Kind zu tun?«

»Ich will mir alle Mädchen an den Hals hängen!«, rief ich.

Seit diesem Tag getraute sich kein Mädchen mehr, mir nachzulaufen. Eines von denen aus der Nachbarschaft, hübsch und immer

bescheiden, beglückwünschte mich zu meiner Entschlossenheit und verriet mir errötend, wie sehr ihr die Aufdringlichkeit der großen Mädchen immer missfallen habe. Es fehlte nicht viel, und das Abenteuer im Maultierstall hätte sich wiederholt. Aber Marguerite war dann doch nicht dazu aufgelegt ... Erst vier Jahre später sollte sich zwischen ihr und mir eine sehr interessante Szene* abspielen.

Ende Juli, wenn das Grummet so weit gewachsen war, dass die Pferde darauf weiden konnten, versammelten sich die halbwüchsigen Jungen und Mädchen, die die Tiere hüteten, auf der grünen Wiese und amüsierten sich bei allerlei Spielen, die eine Vorstellung vom Leben der Hirten geben können, wie es früher war. Fest steht nämlich, dass in den alten Zeiten der Gleichheit, als die Kinder der Reichen noch das Gleiche taten wie die der Armen, die Herden von den Söhnen und Töchtern des Hauses gehütet wurden, weil es die leichteste Arbeit war, verglichen mit dem Pflügen oder der Arbeit im Weinberg oder dem Dreschen in der Scheune usw. Daraus folgt, dass die Hirten und Hirtenmädchen bei den Landwirtschaft treibenden Völkern tatsächlich über den anderen Landarbeitern standen; dass ihre Betätigung weniger beschwerlich, vornehmer und höher geachtet war; dass die Weideflächen damals weniger häufig durch bestellte Felder zertrennt waren und die Herden nach Lust und Laune darauf herumstreifen konnten, so dass die Hirten nichts weiter zu tun hatten, als sie vor wilden Tieren und Dieben zu schützen. Daher lebten sie in ständiger Muße und verfielen dennoch nicht dem Müßiggang, was ihren Belustigungen mehr Witz und Würze verlieh. Ich hatte schon in dem Alter, in dem ich hier gerade bin, das Gefühl, Untätigkeit sei eine schändliche Quälerei, die mußvolle Betätigung hingegen eine wirkliche Lust. So widmeten sich die Hirten und Hirtenmädchen bedenkenlos und unbefangen allerlei unschuldigen Spielen – beobachteten die Sterne, die Vögel, das Wetter, dachten sich Geschichten und Lieder aus und gaben sich, nachdem sie sie besungen hatten, der Liebe schließlich

auch hin. Dies alles sind keine gelehrten Spekulationen. So habe ich es in meiner Kindheit gesehen, so habe ich es gemacht – ich, ein Kind vermögender Eltern. Nur Kinder wie ich, die jungen Ramœus, die Dissons, die Piôts, die Fouards, die Dumonts, die Béraults, die Dondènes, die Daugis, die Roards, die Minés, die Gauitiers, die Champeaux, die Tilhiens usw., hüteten im Sommer ihre Herden. Die Kinder der ärmeren Leute, die Paulos, die Couchats, die Lemmes, die Blaizots usw., mussten härtere, dringendere Arbeiten verrichten. Nie begegnet man in den Büchern über alte Sitten und Gebräuche der Wahrheit, weil man sie nicht dort gesucht hat, wo sie ist – in den Dörfern fernab der großen Städte und der großen Straßen, etwa in meinem, wo der Reiche und der Arme, wenn auch unterschiedlich bemittelt, doch noch gleichermaßen geachtet waren. Ich will hier nicht darauf eingehen, mit welcher Verachtung ich dann später las, wie man das Hirtendasein ins Lächerliche zog. Oberflächliche Leser beklatschten renommierte Schriftsteller für ihre Unwissenheit, aber weder die einen noch die anderen hatten je andere Schäfer gesehen als die, die ihre Tiere in Paris zu den Fleischhauern treiben.

Wie gesagt, die jungen Leute versammelten sich abends zum Spielen auf der Wiese. Mir hatte man in meinem Vaterhaus noch keine Arbeit zugeteilt. Deshalb war ich immer frei, solange kein Schulunterricht war, und vollkommen frei während der Getreideernte und der Weinlese. Aber ich verabscheute die Untätigkeit. Für mich war sie eine unerträgliche Schmach. Tagsüber kümmerte ich mich um die Bienen, die Lämmer, die verschiedenen Arten von Federvieh. Ich jätete den Garten und brachte das Unkraut den Kühen. Wenn ich erschöpft war, las ich Latein, das ich zwar nicht verstand, aber in der Kirche gern sang. Französisch konnte ich noch nicht lesen und wollte es doch für mein Leben gern können. Aber mein Vater hielt die Bücher in dieser Sprache unter Verschluss und las uns nur abends, nach dem Essen, wenn die ganze Familie versammelt war, daraus vor. Bei Einbruch der Dunkelheit, angelockt von den Rufen

und dem Gelächter der jungen Leute, lief ich hinaus auf die Wiese, wo wir *Schaukel* und *Ziege* und *Stiefmutter* spielten, auch *Aschenputtel* und schließlich *Wolf* – wenn man im Dunkeln nichts mehr sah und wenn auch ältere Mädchen dabei waren.

Das *Wolfsspiel* hatte keinen moralischen Zweck, jedenfalls keinen offenkundigen. Ein Pflock wurde in die Erde gerammt und daran eine lange Leine aus mehreren Pferdehalftern befestigt. Dann wurde der erste Wolf gewählt. Diese Rolle war meistens sehr begehrte. Der Wolf wurde mit der Leine an den Pflock gebunden, und außerdem bekam er eine Augenbinde. Dann gingen alle auf Abstand zu ihm. Die Jungen warfen ihm ihre Hüte und Mützen zu, die Mädchen ihre Schürzen und Tücher, manchmal sogar ihre Hemden und Mieder. Der Wolf versuchte zu erraten, wem der Hut, die Schürze, das Tuch gehörte, und wenn er es nicht erriet, legte er das Kleidungsstück an den Pflock, und die anderen versuchten, ihre Sachen zurückzuholen. Wenn der Wolf dabei einen Jungen erriet, wurde der Wolf. Hatte er aber ein Mädchen erraten, dann ernannte dieses einen Jungen, der an Stelle des Mädchens Wolf wurde. Bekam der Wolf einen Jungen direkt zu fassen, so rüttelte er ihn gründlich durch. Wenn er ein Mädchen erwischte, dann fraß er es – das heißt, er fuhrwerkte ziemlich unverfroren mit ihm herum. Aber eigentlich konnte man dem Wolf nur in die Fänge geraten, wenn man von den Pfändern, die sich um den Wolfspflock häuften, eines zurückholen wollte. Dieses Spiel war zwischen Kindern, wie ich eines war, vollkommen harmlos, trotz meines Abenteuers mit Nannette. Aber manchmal kamen auch Burschen von fünfzehn oder zwanzig Jahren dazu, und dann passierten allerhand unschickliche Sachen. Trotzdem weigerte sich Hochwürden Antoine Foudriat, das Spiel zu verbieten oder mehr Anstand zu fordern. Er sagte, seit mehr als fünfhundert Jahren habe man nie gehört, dass irgendetwas Ernstliches dabei vorgefallen sei – aber man brauche es nur zu verbieten, dann würde es sogleich kriminell ... Der weise Seelenhirte starb; sein Nachfolger, Hochwürden Louis Jolivet, verbot das Spiel, das

damit kriminell wurde. Auch die Zivilverwaltung musste es untersagen. Seit der Zeit gibt es keine Spiele mehr in Sacy. Traurig fristet man nun dort sein Leben so wie anderswo auch: Der Purismus war immer der größte Feind der Menschheit.

Als ich zum ersten Mal *Wolf* spielte, waren wir lauter Kinder, und alles ging ganz harmlos vor sich. Ich hatte einen ungeheuren Spaß dabei. Es war kindisch, aber zuerst fürchtete ich mich davor, selbst Wolf zu werden. Als er mich dann jedoch erraten hatte, fand ich ein solches Vergnügen an meiner Rolle, dass ich sie am liebsten immer gespielt hätte. Bei diesem Wolfsspiel wurde ich mit den Mädchen rasch vertrauter. Für die erste Probe meiner Männlichkeit, von der ich berichtet habe, hatte ich noch meinen ganzen Mut zusammennehmen müssen.

In diesem Alter und nach allem, was man inzwischen hier gelesen hat, wusste ich doch immer noch nicht, wie süß ein Kuss sein kann. Hier also die Gelegenheit, bei der ich dieses köstliche Gefühl zum ersten Mal verspürte – dank einem Mädchen, von dem ich mit dem Dichter sagen kann:

*Tam tremulum crissat, tam blandum prurit, ut ipsum
Mastupratorem fecerit Hippolytum.**

Martial, Epigramme 203, Buch XIV.

Eines Abends, als ich aus der Schule kam, hörte ich, dass zwei meiner Cousinen Gautherin aus Aigremont im Haus waren – die Töchter einer Halbschwester meines Vaters. Die blonde Marie, die ältere von beiden, wollte demnächst heiraten und war gekommen, um ihren Herrn Onkel davon zu unterrichten, und die brünette Nannon, ihre jüngere Schwester, begleitete sie. Marie hatte ein schönes Gesicht, soweit ich mich erinnere. Ich habe sie nämlich nie wieder gesehen. Sie ähnelte jener hübschen Guéant, die nur wenige Jahre im Théâtre-Français* gespielt hat. Nannon, die Jüngere, war nur hübsch. Ihre dunklen Sommersprossen machten ihr Gesicht nicht

etwa hässlich, sondern sogar reizvoller. In ihren Augen lag das leicht affektierte, kytherische Lächeln der Aurore Marie Parizot* (der Kürschnerin in der Rue de la Comédie-Française), in dem Läden, wo sich früher das Café Baptiste befand; oder das Lächeln der liebenswürdigen Filette, der jungen, hübschen Uhrmacherin in der Rue Saint-Honoré, drei Läden oberhalb der Kreuzung Rue d'Orléans. Sie war brünett wie Aurore. Der einzige Unterschied bestand in der gesunden Leibesfülle. Davon hatte meine Cousine mehr. Ich war damals ungeheuer scheu. Es kostete mich Mühe, das Zimmer zu betreten. Aber der Anblick meiner beiden hübschen Verwandten, ihre Freundlichkeit und vor allem die kleinen Aufmerksamkeiten von Nannon nahmen mir bald die Befangenheit. Nachdem Marie mich umarmt und mir Zuckermanzeln geschenkt hatte, überließ sie mich ihrer Schwester, die mich bei sich behielt und ganz in Beschlag nahm. Zuletzt küsste sie mich, aber freundschaftlich, nachdem wir Bekanntschaft geschlossen hatten. Noch nie hatten sich so zarte Wangen den meinen genähert. Ich verspürte ein wollüstiges Erschauern! Noch immer ist mir dieser Kuss gegenwärtig, und wenn meine Erinnerung ihn wieder hervorholt, kommt es mir vor, als würde ich ihn fühlen. Ich wagte es, ihn zu erneuern, und meine hübsche Cousine widersetzte sich nicht. Im Gegenteil, sie schien entzückt und verdoppelte ihre Zärtlichkeiten. Im Haus gab es damals ein Dienstmädchen aus Nitry, eine vortreffliche Person und ziemlich hübsch, namens Catherine Panneterat, die mich, wenn mir die Mädchen nachliefen, manchmal in Schutz genommen hatte. Sie flüsterte meiner Cousine zu, ihr werde da eine ganz besondere Gunst zuteil. »Ich weiß«, erwiderte Nannon, »und deswegen liebe ich meinen kleinen Cousin nur noch mehr.« Ich fühlte mich geschmeichelt. Mein junges Herz schwamm in einer Wonne, die sich umso heftiger bemerkbar machte, als sie noch ganz unschuldig war. Aber sosehr mich Nannons Zärtlichkeiten erfreuten – ich erinnere mich doch, wie die hübschen Füße von Marie meine heimlichen Blicke auf sich zogen.

Mit dieser kleinen Szene wird ein neues Kapitel in meinem Leben aufgeschlagen, denn hier tritt eine neue Fähigkeit hervor – einen Kuss genießen zu können. Ach! In jenem Alter lernt man ständig dazu, so wie man in dem, das ich inzwischen erreicht habe, immerfort einbüßt. Nur eines kommt mir dabei noch immer ungewöhnlich vor: dass mir diese Empfindung nicht vor dem Erlebnis im Maultierstall zuteil wurde, sondern erst nachher. Aber das liegt ohne Zweifel daran, dass jene andere Erschütterung gleichsam herbeigezwungen worden war.

Als ich nach dem Besuch meiner Cousinen das erste Mal wieder zum Spielen auf die Wiese kam, achtete ich besonders auf jene Mädchen in meinem Alter, die eine zarte Haut hatten wie Nannon Gautherin. Es waren zwei und beide sehr hübsch: Die eine hieß Marie Fouard, die andere Madeleine Piôt, eine Cousine, keine Schwester jener rosigem Marie, die mich als kleines Kind zum Vespergottesdienst getragen hatte.* Marie Fouard hatte schöne, dunkle Augen und dichte, schön geschwungene Augenbrauen. Alles an ihr verhieß Kraft und Temperament. Ihr gab ich den Vorzug. Madeleine hatte einen blässeren Teint und wirkte sanfter, zärtlicher, kindlicher. Auch sie hatte ich von Herzen gern...

Wir spielten *Wolf*. Mein Freund Etienne Dumont war auch dabei. Er war ein ganz und gar unverdorbenes Kind, obwohl ein Unbesonnener seine Unschuld in Gefahr gebracht haben soll, so wie meine Schwester Margot mich und Marie Louison in Gefahr gebracht hatte.* Aber die vortrefflichen Grundsätze, die ihm seine Mutter beibrachte, hatten ihn bewahrt. Er wurde als Erster Wolf. Was Marie Fouard betraf, so war er mein Rivale, und er versuchte auch gleich, sie zu packen. Es gelang ihm sogar, aber brav, wie er war, raubte er ihr nicht mal einen Kuss, sondern begnügte sich damit, die Hand seiner Geliebten zu drücken und ihr den Arm um die Taille zu legen. Danach ließ ich mich fangen.

»Mein Kamerad«, flüsterte mir Etienne zu, »wenn Sie sich fürch-

ten, Wolf zu werden, dann errate ich Sie jetzt nicht, obwohl ich überhaupt keine Lust mehr habe, Wolf zu sein.«

»Aber ich will es sein!«, antwortete ich. »Damit ich meine Cousine Madeleine Piôt fressen kann, so wie Sie eben Marie Fouard gefressen haben.«

Die Leidenschaft machte mich zum Diplomaten, das heißt, zum Lügner, denn auch ich wollte Marie fressen. Laut und vernehmlich erriet mich Etienne, und so wurde ich Wolf. Marie machte es mir leicht, sie zu fangen, denn sie mochte mich lieber als Etienne. Als ich sie festhielt, fielen mir alle wollüstigen Empfindungen wieder ein, die ich schon verspürt hatte – die ungewollte Berührung von Ursule Rameau*, die glühenden Küsse von Nannette der Schnitterin und zuletzt die Berührung der weichen Wangen meiner Cousine Nannion Gautherin, und nun versuchte ich, sie an der brünetten Marie wieder zu erleben. Ich tat, als wollte ich sie fressen. Ich umarmte sie und ließ mich umarmen – *manus insertae pertractabant inguina, in puberemque concham.** Das unschuldige Mädchen war zu allem bereit, und das Verlangen nach dem Genuss machte sich bemerkbar. Aber ich sagte zu ihr: »Marie! Etienne, mein Kamerad, liebt Sie sehr und ich auch. Welchen von uns lieben Sie mehr?«

»Sie, Monsieur Nicolas! Etienne ist doch nur ein Hänfling.«

In der Tat, Etienne war klein von Statur, und seine Arme waren kaum dicker als meine Finger. Diese Antwort entzückte mich, aber ich fürchtete, Etienne weh zu tun, wenn ich Marie noch länger umschlungen hielt, und so versuchte ich, bevor ich mir einen Nachfolger besorgte, Madeleine zu fangen, was mir leichtfiel. Denn sie war eifersüchtig auf Marie und wollte für ihr Leben gern gefressen werden wie sie. Mir fällt auf, dass ich schon damals und auch später in Courgis, als mich die Augen Jeannette Rousseaus entflammt, und selbst in der Stadt, als ich vor lauter Liebe für Madame Parangon ganz außer mir war, und überhaupt mein Leben lang nie ein vollkommener *Monerast*, sondern immer ein *Polyerast* gewesen bin.* Es sei denn, man heißt die Gründe gut, die ich zu gegebener Zeit anfüh-

ren möchte, um zu beweisen, dass ich immer nur eine einzige Frau geliebt habe.

»Fürchten Sie nichts, meine liebe Madeleine«, sagte ich zu der hübschen Piôt, als ich sie ergriff, »ich werde bei Ihnen kein böser Wolf sein. Ich werde Ihnen nicht weh tun!«

Ich küsste sie mehrmals, statt sie zu beißen (wie es meinen Wolfskollegen gelegentlich unterlief). Ich tat mit ihr das Gleiche wie mit Marie, und als mir dann noch einfel, dass mir Nannette auch ihre Brust überlassen hatte, suchte ich nach der von Madeleine, aber ohne etwas zu finden. Schließlich ließ ich sie frei. Ich hatte keine Lust, noch länger Wolf zu sein. Etienne hatte mir die Augen sehr nachlässig verbunden. Ich konnte etwas sehen, erriet einen Hut und wurde abgelöst.

Seit wir La Bretonne bezogen hatten, hatte mein Vater eine große, eingezäunte Weide und alles, was nötig war, um Kühe, Schweine und eine Schafherde zu ernähren, und außerdem auch einen Geflügelhof mit allem erdenklichen Federvieh, sogar solchem, das einen Teich nötig hat. Er vernachlässigte nichts, was zu einem ordentlichen Anwesen gehört. Er stellte einen Hirten ein, während er früher seine Schafe dem Schäfer des Dorfes überlassen hatte. Der erste eigene Hirte, den wir hatten, hieß Jacques Guerreau. Er war der Sohn des Dachdeckers und Landarbeiters Blaise Guerreau. (In Sacy gab es nämlich niemanden, der nur einen Beruf ausübte. Die Chevannes waren Maurer und Winzer, die Cornevins Weber und Pflüger, die Costols Pflüger und Schuster usw.) Dieser Blaise Guerreau war der phlegmatischste Mensch, der mir je begegnet ist.

Aber hier soll von Jacquot die Rede sein, dem zweiten Sohn von Blaise. Er hatte viel vom Charakter seines Vaters, ähnelte ihm jedoch nicht in allem. Er redete mehr, war aber genauso apathisch. Wir wurden bald gute Freunde. Ich war gern mit ihm zusammen, und um dieses Vergnügen häufiger genießen zu können, bediente ich mich einer kleinen List. An den Tagen vor Sonn- und Festtagen

schwänzte ich den Unterricht am Nachmittag und besuchte stattdessen Jacquot auf der Weide. Ich ging dabei von der Überlegung aus, dass der Lehrer in der Zwischenzeit mein Fehlen vergessen haben würde, und es ging tatsächlich immer gut. Aber ich glaube allerdings auch, dass Jacques Béroult mir gegenüber ein wenig Nachsicht walten lassen wollte.

Ich kann gar nicht recht erklären, warum es mir solche Freude machte, mit dem Schäfer Jacquot in der Gegend herumzulaufen und mir von ihm irgendwelche Geschichten erzählen zu lassen, auf die ich immer ganz versessen war. Aber das beweist einmal mehr, dass die Hirten in der alten Zeit die ersten waren, die in ihren Mußestunden Verse und Märchen und Geschichten gemacht haben. Denn bei den Pflugknechten, den Weinbauern und selbst den Dreschern in der Scheune, die sich die Zeit vertreiben wollen, lässt es deren schwere Arbeit nicht zu, ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen und längere Erzählungen zu fabrizieren. Die heben sie sich deshalb für die geselligen Abende im Winter auf.

Acht Tage vor Sankt Michael, am 21. September, also genau nach der Tagundnachtgleiche, machte sich Jacquot heimlich auf den Weg nach Saint-Michel in der Normandie, mehr als achtzig Meilen von Sacy entfernt. Diese Pilgerfahrt ist für die Jungen von fünfzehn und sechzehn Jahren bestimmt, so wie die Wallfahrt nach Sainte-Reine, die nur vierzehn Meilen weit führt, für die Mädchen bestimmt ist. Damals waren sie beide so heilig wie die Pilgerfahrt nach Santiago-de-Compostella oder wie die der Muselmanen nach Mekka. Ein Junge, der nicht in Saint-Michel gewesen war, galt als Feigling und Schwächling. Und der Schamhaftigkeit eines Mädchens schien etwas zu fehlen, solange sie nicht das Grab einer Jungfrau besucht hatte, der an ihrer Jungfräulichkeit so viel gelegen hatte wie der schönen Königin Alise. Falls ein Mädchen krank oder von schwacher Konstitution war, konnte es stattdessen nach Harbeaux pilgern. Bemerkenswert ist auch, dass es in Sacy den jungen Männern verboten war, ihre Verlobten auf dieser Jungfrauenwallfahrt zu begleiten,

die immer an Pfingsten stattfand, also sechs Monate vor der Hochzeit, denn bei uns heiraten die Bauern erst nach der Saatzeit, zwischen Sankt Martin und dem letzten Adventssonntag.

Nachdem nun Jacquot nicht mehr da war, fehlte der Herde ein Hirte. Ich wollte diese Aufgabe unbedingt übernehmen – aus zwei Gründen: weil sie mir Freude machte und um eine Beschäftigung zu haben, die mich mit den anderen Jungen und Mädchen des Dorfes zusammenbrachte, die ebenfalls ihr Woll- und Milchvieh hüteten. Mein Vater und meine Mutter zögerten. Doch schließlich – weil es so sehr an Leuten fehlte, weil Jacquot nur vierzehn Tage abwesend sein würde, weil es die schönste Zeit im Jahr war und alle Weiden zur Verfügung standen – gab man meinem Drängen nach, unter der Bedingung, dass ich immer in der Nähe von La Bretonne bliebe, so dass man mir, falls nötig, gegen die Wölfe helfen konnte.

Die Zeit der Weinlese nahte, und Jacquot war noch immer nicht zurück. Blaise, dieser Stoiker, meinte kaltherzig, Jacquot sei wahrscheinlich umgekommen, als er keck versucht habe, den Fuß des Mont Saint-Michel bei steigender Flut zu erreichen. Ich beweinte meinen alten Kameraden.

Aber im Haus meines Vaters gab es so viel zu tun, dass man weiterhin mir die Herde überlassen musste, obwohl die Tage wieder kürzer wurden. Man fragte mich nicht einmal, welche Weiden ich aufsuchen würde. Man gab mir nur vorsichtshalber, wegen der Wölfe, drei große Hunde mit auf den Weg – Pinçard, Babillard und Friquette (Letztere war ein Muster an Zuverlässigkeit und Intelligenz). Die Große Wiese, an der ich Gefallen gefunden hatte, wurde nun obendrein auch meine bevorzugte Weide. Ich begab mich auf dem kürzesten Weg dorthin.

Die Leute von Nitry, immer aufs Feiern versessen, besorgen ihre Weinlese sehr früh, so dass ich in ihren Weinbergen frei und nach Herzenslust üppige Nachlese halten konnte, denn die nachlässi-

gen Nitritater hatten von ihren sämtlichen Erzeugnissen – Trauben, Pfirsiche, Birnen, Äpfel, Quitten – alles hängen lassen, was bei der Ernte noch nicht reif war. Aber sie tun das nicht bloß aus Achtlosigkeit, es kommt bei ihnen auch eine gewisse Großherzigkeit und Freigebigkeit ins Spiel. Sie nehmen es mit ihrer Ernte nicht so genau wie die Leute von Sacy. Der Nitritate sagt: »Man muss auch dem Armen etwas lassen, der keinen Weinberg hat, damit er von den Trauben kosten kann. Denn in früherer Zeit, als es nur wilde Früchte gab, da gehörte allen alles. Deshalb muss man dem Armen, der nun nichts mehr hat, ein wenig von den kultivierten Früchten lassen, um ihn vor Dieberei und Verzweiflung zu bewahren, und auch damit der Wanderer oder der Hirte, wenn es sie in diese abgelegenen Hügel verschlägt, ihren Durst löschen können.« So fand ich reichlich Früchte in den Weinbergen von Montgré, während meine Schafe, meine Schweine und die Ziegen auf der Großen Wiese oder auf dem Land von Jean Simon dem Kugeldreher⁺ herumstreiften, wo der Thymian und andere für die Schafe vorzüglich geeignete Feldkräuter im Überfluss vorhanden waren. Ah, wie ich auflebte, inmitten dieser Hügel! Was für köstliche Momente, und wie schmerzlich habe ich sie später vermisst! Aber wie sehr habe ich sie dann auch wieder aus der bloßen Erinnerung genossen! Der Tag verging viel zu schnell. Bekümmert kehrte ich in das Vaterhaus zurück. Ach, dass ich von den Hirten in den Apenninen noch nichts wusste, die ihr ganzes Leben im Gefolge ihrer Herden zubringen, über die sie nur einmal im Jahr Rechenschaft ablegen! Ich wusste ja nicht mal, dass es eine Gegend gab, wo mein Glück tatsächlich existierte. Ich stellte mir das Universum vor wie mein Dorf: *Tutto il mondo è come nostra*

⁺ Das war ein Mann, dem die Religion mit der Angst vor der Hölle den Kopf verdreht hatte. Er ging nicht mehr zur Messe und arbeitete sonntags und an Feiertagen in seinem Weinberg. Er fabrizierte kleine Kugeln aus Tonerde, um den Teufel abzuwehren, der ihm in Gestalt einer Spinne erschien. Nach zehn Jahren ließ man diesen Unglücklichen einsperren, obwohl er nie Unordnung gestiftet hatte. Es war ein Unrecht. Mein Vater weigerte sich, die Eingabe zu unterschreiben.

*famiglia.** Dennoch machte ich es fast so wie diese italienischen Hirten. Abends, wenn ich heimgekommen war, aß ich allein, und früh am Morgen trieb ich die Herde wieder hinaus.

Sie gedieh gut unter meinen Händen. Die Tiere waren immer satt, wenn ich sie heimbrachte, und meiner Friquette ist es zu verdanken, dass die Wölfe sie nicht dezimierten. Ganz allein verfolgte diese vorzügliche Wächterin manchmal sogar zwei Wölfe und trieb sie in die Flucht. Merkwürdig war bei alledem, dass ich, der ich eine Heidenangst vor fremden Hunden hatte, die Wölfe dennoch mit großer Verwegenheit attackierte. Ich verfolgte sie ohne Waffe außer ein paar Steinen, mit denen ich sie bewarf. Und weil ich schnell laufen konnte, gelang es mir, sie zu ermüden und zu verjagen. Oft verpasste ich ihnen auch blutige Wunden.

Gegenüber den Weinbergen von Montgré und hinter dem Wald von Boutparc lag eine kleine Talmulde, in die ich mich noch nicht hineingetraut hatte. Der Waldsaum aus hohen Bäumen verlieh ihr etwas Düsteres, das mich erschreckte. Am vierten Tag nach der Weinlese in Nitry begab ich mich mit meiner ganzen Herde dann doch dorthin. Im hinteren Teil des Tals, am Rand einer Schlucht, standen Büsche für meine Ziegen auf einem Rasen, wo auch die Kälber weiden konnten wie auf der Großen Wiese. Als ich schließlich dort war, packte mich ein heimlicher Schauder, der wohl auf Jacquot und seine Geschichten von in Tiere verwandelten Exkommunizierten zurückging.

Doch dieser Schauder hatte auch eine vergnügliche Seite: Meine *vierfältige* Herde weidete. Die Ferkel fanden reichlich eine Art wilder Möhren, die die Bauern *échavie* nennen, und wühlten sie aus der Erde, während sich die größeren Schweine und vor allem ihre Mutter dem Wald näherten. Ich folgte ihnen und wollte sie daran hindern, ihn zu betreten, als ich plötzlich unter einer Eiche ein gewaltiges Wildschwein, einen Keiler, erblickte. Vor Schreck und Vergnügen zuckte ich zusammen, denn dieses Tier verstärkte noch

den Eindruck von Wildnis, der mich so sehr bezauberte. Ich näherte mich so weit, wie es mir möglich war. Das stolze Tier sah mich, hatte aber für ein Kind nur Geringschätzung übrig und fraß weiter. Der Zufall wollte es, dass unsere Sau gerade brünstig war. Sie näherte sich dem Keiler, und der kam gelaufen, sowie er sie witterte. Ich war trunken vor Freude über das Schauspiel, das die beiden mir boten, und hielt meine drei Hunde fest an der Leine, damit sie den Keiler nicht störten. Im gleichen Augenblick erschienen noch ein Hase und ein Rehbock. Mir war, als hätte man mich ins Märchenland versetzt. Ich wagte kaum zu atmen. Doch dann stieß ich einen heiseren Schrei aus, denn nun erschien auch noch ein Wolf. Gegen diesen Staatsfeind musste ich meine Hunde nun doch loslassen. Die Befürchtung, er könnte die Herde angreifen, zerstörte den Zauber seiner Anwesenheit (denn all diese wilden Tiere erhöhten in meinen Augen den Reiz der Einsamkeit). Meine Hunde erschreckten sowohl den Hasen als auch den Rehbock und den Keiler. Alles verschwand im Wald. Aber der Zauber blieb. Er wurde sogar noch verstärkt durch einen schönen Wiedehopf, der sich in zwei großen Birnbäumen zu schaffen machte, deren Früchte bei den Bauern Honigbirnen heißen, weil sie, wenn sie reif sind, so süß und zuckrig werden, dass Wespen und Bienen sie fressen. Ich kannte diese Frucht schon. Die Eltern von Etienne Dumont hatten einen Honigbirnbaum am unteren Ende eines Feldes in der Nähe ihres Hauses, und mein Freund hatte mich schon einige Male dorthin geführt, um von den herabgefallenen kleinen Birnen zu essen. Aber wie köstlich schmeckten mir nun erst diese – und obendrein in einem Land der Freiheit! Außerdem waren sie noch viel reifer und dicker, und ich war niemandem zu Dank verpflichtet, denn die Bäume standen auf der nicht bewirtschafteten Wiese an der Schlucht. Ich bewunderte den Wiedehopf, einen Vogel, den ich noch nie gesehen hatte. Ich aß von den Birnen und stopfte mir die Taschen damit voll, um meinen jüngeren Brüdern und Schwestern eine Freude zu machen.

Da kam mir ein Gedanke: »Dieses kleine Tal gehört niemandem: Also nehme ich es in Besitz und eigne es mir an. Das ist mein kleines Reich. Dazu muss ich hier ein Monument errichten, wie es mein Vater aus der Bibel vorgelesen hat – ein Monument, das meinen Anspruch bezeugt.« Ich ging sofort ans Werk. Als ich fertig war, stieg ich hinauf, um mein Reich von oben zu betrachten. Und da ich niemanden weiter sah, war nun ich hier der Herr. Dank meiner lebhaften, zupackenden Vorstellungskraft spürte ich, was man in Europa vielleicht noch nie gespürt hat – wie man sich als Mensch in einer Zeit fühlt, in der es noch keine Könige gab, ohne irgendwelche Schranken, ohne Gesetze. Dieser glückliche Tag endete viel zu früh.

Zu Hause angekommen, war ich traurig und schweigsam: Die alltäglichen Scherereien, der Trubel, die Unterordnung, all das machte mich ungeduldig. Meine liebe Mutter glaubte, ich sei krank, und überhäufte mich mit kleinen Wohltaten. »Es geht mir doch gut!«, sagte ich in einem etwas barschen Ton zu ihr. »Trotzdem wäre ich lieber ein Reh oder ein Wildschwein, aber kein Wolf, und würde gern geruhsam im Wald leben, am liebsten in dem kleinen Tal, wo ich heute war.«

»Aber wo warst du denn, Nicolas?«

»Noch hinter dem Wald von Boutparc.«

»Oh, so weit, mein Junge!«

»Wäre es doch noch weiter gewesen! Wenn Sie wüssten, wie schön es da ist!«

Ich schwieg. Mir fehlten die Worte. Dann verteilte ich die Honigbirnen unter meinen kleinen Brüdern und Schwestern, und sie bekräftigten lautstark, wie gut sie schmeckten. Sogar meine Mutter aß eine, was meinen Ruhm und meine Zufriedenheit verdoppelte. Beim Abendessen bekam ich wieder Lust zu plaudern. Ich erzählte, wie der Keiler unsere Muttersau gedeckt hatte, was meinem Vater Freude zu machen schien. Er riet mir von sich aus, in mein Tal, wie ich es nun nannte, zurückzukehren.

Am nächsten Tag im Morgengrauen zog ich wieder los, ausgerüstet mit meinem kleinen Vorratssack, einer Flasche Wasser mit einem Schuss Rotwein, Hundekuchen usw. Alles wurde den beiden größten Hammeln aufgeladen (denn die Mutterschafe waren gerade brünstig geworden, und die beiden Widder, die sonst die zwei Quersäcke trugen, sollten sich frei bewegen können). Ich hatte Feuerzeug dabei, denn auch Jacquot machte oft Feuer mit Reisig, um sich seine Mahlzeit aufzuwärmen oder Vogeleiern oder die Wachteln und Lerchen zu braten, die er fing, denn er war ein Leckermaul. Ich tat es ihm nach und machte Feuer zwischen zwei Steinen.

Mit allem Nötigen versehen, kehrte ich munter in mein wildes Tal zurück. Ein Hochgefühl packte mich, als ich die Pyramide wiedersah, die ich auf einem der hohen Haufen von Steinen errichtet hatte, die die Bauern in dem trockenen Gelände auflesen und zusammentragen. Ich fügte einen Anbau hinzu, eine Art Altar, auf dem ich nun mein Feuer entzündete, wegen der morgendlichen Kühle. Kaum war ich mit diesen Zurüstungen fertig, da sah ich einen Raubvogel, der hoch über mir seine Kreise zog und schließlich in ein Gebüsch herabstieß. Ich rannte hin – er hatte begonnen, eine Lerche zu rupfen. Ein Schlag mit dem Knüppel brach ihm einen Flügel, als er sich gerade wieder aufschwingen wollte. Dann schlug ich ihn tot. Die Lerche zuckte noch. Mir kam eine Idee. In der Bibel, aus der uns mein Vater jeden Abend vorlas, war bisweilen von Opfern die Rede, zum Beispiel von denen Abrahams. Mir schien, als König meines kleinen Tals könnte ich wohl auch dessen Priester sein. Ein freies Wesen wie ich musste sich selbst genügen – als König, Oberpriester, Richter, Schäfer, Bäcker, Landwirt, Jäger. In meinen Augen war der Raubvogel ein Übeltäter, der den Frieden dieses unberührten Fleckens Erde störte. Sein Tod war nur gerecht, und ich beschloss, ihn Gott in einem Opfer darzubringen. Mir schien diese Idee besonders schön! Der Mittag nahte.

Um diese Zeit werden die Zugtiere nach der Arbeit auf die Weide geführt. Ich hörte die Rufe der Hirten und Schäferinnen. Der

Mensch ist geboren, seinen Nächsten zu lieben. Trotz meiner Vorliebe für die Einsamkeit hörte ich diese Rufe nicht ohne freudige Erregung. Ich verschob mein Opfer in der Hoffnung auf ein Publikum. Ich ließ selbst einen Ruf ertönen, mit dem ich mich zu erkennen gab. Und schon erblickte ich Etienne Dumont, Edme Droin, Laurent Tilhien, Marie Fouard, Madeleine Piôt und ein paar andere Mädchen und Jungen meines Alters, die entweder ihre Mutterschafe oder die Zugochsen und Zugkühe hüteten. Ich ließ einen zweiten Ruf ertönen, auf den sie antworteten. »Kommt, kommt hierher!«, rief ich. »Das ist ein wildes Wundertal. Hier gibt's *gutes Gras!* Hier gibt's Honigbirnen!« Dieses Wort gab den Ausschlag – schon trieb der ganze Trupp die Tiere in meine Richtung. Ich hieß sie förmlich willkommen in meinem Tal, das sie weniger bezauberte als mich. Immerhin fanden sie es angenehm. Sowie ich Marie Fouard und Madeleine Piôt erblickte, fand ich es noch märchenhafter als zuvor. Ich erklärte dem Trupp meine Besitzrechte, wobei ich auch auf meine Pyramide und ihren Altar verwies. Diese Ansprüche seien unantastbar. Meine Kameraden erkannten die Unverletzlichkeit dieser Rechte an. Danach lud ich sie zur Teilnahme an meinem Opfer ein, und sie betrachteten die Opfertiere mit Staunen. Als alles bereit war, begann ich mit der Zeremonie.

Ich errichtete aus dem Holz einen Scheiterhaufen, und als das Feuer lichterloh brannte, warf ich die bereitliegenden Innereien des Vogels hinein, denn ich hatte gehört, dass die jüdischen Priester die Innereien ihrer Opfertiere genauso ins Feuer warfen. Danach legte ich den Leichnam auf meinen Altar und beobachtete unter Aufwallungen von Frömmigkeit, wie der Rauch meines Opfers, begleitet von einigen Psalmversen, die ich sprach, gen Himmel stieg. Dabei stand ich aufrecht, sehr ernst und ganz durchdrungen von der Großartigkeit meines Tuns. Gleichzeitig röstete ich an einem Holzspieß die Lerche. Den Raubvogel, einen Bussard, nahm ich vom Feuer, als ich sah, dass er gar war. Ich aß als Erster von ihm und verteilte den Rest unter den übrigen Anwesenden, die es mir gleichtaten. Die drei

Hunde wurden nicht vergessen. Wir gaben ihnen die Knochen und die knorpeligen Teile. Mit der Lerche endete die Speisung bei meinem Opfer.

Dann führte ich den Trupp zu *meinen* Birnbäumen, um alle mit Honigbirnen und Weißbrot vollends zu sättigen. Ich konnte ihnen sogar *meinen* Wiedehopf zeigen, und bald hatte ich auch das Glück, verkünden zu können: »Da! *Mein* Keiler!« Denn das furchterregende Tier kam wieder zu der Muttersau. Es erschreckte all meine Kameraden, vor allem die Mädchen. Da konnte ich nun einen Triumph feiern: Ich ging ganz nah an das Wesen heran, das ihnen solche Angst machte, und spielte so lange, wie es mir gefiel, den Rodomont.* Der Keiler, von seinen Liebesangelegenheiten ganz in Anspruch genommen, dachte gar nicht daran, sich an mir zu stören. Etienne Dumont jedoch, noch furchtsamer als die Mädchen, drängte sie, sich in Sicherheit zu bringen, und lenkte seine Zugkühle behutsam nach der Großen Wiese. Ich hielt ihn zurück, indem ich sagte, ich könnte den Keiler jederzeit dazu bringen, davonzulaufen. »Und außerdem«, fügte ich hinzu, »will ich euch doch noch *meinen* Rehbock und *meinen* Hasen zeigen. Aber ihr dürft keinen Lärm machen. Vielleicht seht ihr dann auch noch *meinen* Wolf – seid nur ganz still..«

Wir setzten uns alle auf den Steinhaufen, an den Fuß meiner Pyramide, um die Herden im Auge zu behalten. Von dort aus zeigte ich ihnen – als berauschter Besitzer – *meine* Sträucher, *meinen* Rasen, *meine* Schlucht, *meine* mit Früchten bedeckten Brombeerranken, an denen wir uns wenig später auch gütlich taten, denn die Luft über diesen Hügeln macht hungrig. Um meinen Ruhm vollständig zu machen, tauchte der Hase auf, und Fiquette, die ich auf ihn hetzte, fing ihn und legte ihn mir, wie sie es immer tat, vor die Füße. Wie mich das stolz machte! Eine kleine Kränkung musste ich allerdings hinnehmen: Weder *mein* Rehbock noch *mein* Wolf taten mir den Gefallen, sich blicken zu lassen. Aber ich wurde doch reichlich entschädigt durch die Erbeutung *meines* Hasen. Danach kümmerte ich mich

um das Wohlergehen meiner Herde, indem ich mich mit ihr weiter hinaus in unberührte und deshalb üppigere Weidegründe vorwagte, die ich aus Misstrauen gegen *meinen* Wolf noch nie aufgesucht hatte. Meine Kameraden staunten nicht schlecht! Als die Herden schließlich satt waren, wohingegen die Hirten schon wieder neuen Hunger in sich aufkommen fühlten, wanderten wir hinunter auf die Große Wiese, um von dort in die Weingärten von Montgré zu gehen und Nachlese zu halten bei Trauben, Äpfeln und Birnen. Und tatsächlich kamen wir uns dort vor wie in einem *Gelobten Land*. Nach kurzer Suche fanden wir uns wieder zusammen. Eine üppige Nachlese kam da auf dem mit Espansetten bedeckten Boden zusammen. Ich ließ mir von jemandem meinen zweiten, noch gut gefüllten Quersack holen, den ich meinem großen Hammel aufgeladen hatte. Darin fanden wir frisch eingesalzenes Fleisch vom Schwein. Dieser Schmaus geriet noch viel besser als der in meinem Tal – dank des reichen Nachtischs. Im Triumph wurde ich bei Sonnenuntergang zu meinem Vaterhaus geleitet.

Dieser große Tag war mein letzter glücklicher – jedenfalls in diesem Jahr. Denn zu Hause musste ich feststellen: Jacquot war wieder da.

Ich muss hier auf etwas zu sprechen kommen, das ich bisher ausgelassen habe, um nicht Dinge ganz anderer Art unter meine Schafe zu mischen. Seit meiner Rückkehr aus Vermenton hatte ich Französisch lesen gelernt. Aufs Feld oder in den Garten zu den Bienen nahm ich einen lateinisch-französischen Psalter mit und ein anderes Buch, das nur in Französisch geschrieben war: die visionären *Meditationen* eines Mönchs, der, glaube ich, Père Busée hieß.* Wir waren damals sieben Kinder aus der zweiten Ehe meines Vaters (genauso viele, wie er aus seiner ersten Ehe hatte, nämlich: Nicolas-Edme (ich), Marie-Geneviève, Catherine, Baptiste, Charles, Elisabeth und Pierre, der Letzte von allen, der – ohne Talent für die Landwirtschaft – eines Tages dennoch der Nachfolger meines Vaters

werden sollte). All diese Kinder kamen in meine Obhut: im Sommer auf der eingefriedeten Wiese, wo sie in Sicherheit waren; im Winter an einem warmen, sauberen Ort wie dem Schafstall. Dort war ich dann fast genauso König wie in meinem kleinen Tal. Denn das Herrschen verdoppelt, ja, verhundertfacht dem, der es ausübt, das Leben. In jedem Augenblick gab es etwas für mich zu tun. Die beiden größten meiner jüngeren Geschwister ließ ich Latein lesen. Beim Französischen bediente ich mich eines Tricks, weil Margot es mir nicht beibringen wollte.

Meine Mutter hatte mir ein *Leben Jesu Christi* in Französisch geschenkt, einen Quartband mit schönen, breiten Rändern, auf denen die im Text vorkommenden Bibelverse in Latein gedruckt waren. Zwei Stöcke, zwischen die Steine der Mauer geschoben, dienten mir als Pult, um die Verse in dem Ton vorzutragen, wie die Episteln gelesen wurden. Margot hörte zu. Ich forderte sie heraus: Sie sollte eine Seite auf Französisch so schön vorlesen, wie ich Latein las. Sie bemerkte meine List nicht und las laut und deutlich. Ich folgte ihr mit den Augen und konnte mir mit meinem vorzüglichen Gedächtnis Wort für Wort alles merken. Sobald meine sieben Jahre ältere Schwester weggegangen war, nahm ich mir die Seite wieder vor und entzifferte sie nicht ohne andächtige Bewunderung. Wenig später verschaffte ich mir die Bibel meines Vaters, deren ganze Geschichte ich auswendig kannte und daher auch flüssig lesen konnte. So war ich seit der Zeit, von der hier die Rede ist, imstande, das Französische zu lesen. Aber damit bin ich, was meine Vergnügungen angeht, noch nicht am Ende.

Vorne in meinem Psalter fand ich eine *Ordnung der Messe*, ebenfalls in Latein und Französisch. Eines Sonntags, als Jacquot bei uns geblieben war, weil zwei der Kinder krank waren, sagte ich, ich wolle jetzt Pfarrer spielen. Jacquot erbot sich, die Antworten zu sprechen. Ich streifte mein weißes Hemd über die anderen Sachen. Ein Tisch wurde zum Altar, und alle Zeremonien – wir kannten sie längst auswendig – wurden genau befolgt. Die Kinder waren au-

ßer sich vor Freude, als ich sie zur Kommunion antreten ließ und ihnen gesalzenes, in dünne, runde Scheiben geschnittenes Brot reichte. Streit gab es nur wegen der Dicke ihrer Hostien. Beim Essen erzählten die Kinder, sie seien zur Messe gegangen, die ich für sie gelesen hätte, und sie seien *all ihren religiösen Pflichten nachgekommen*. Auch seien sie folgsam und bescheiden gewesen. Die anderen achten-ten kaum darauf. Nur Madeleine, eine der älteren Schwestern, ließ sich alles genauer erklären und wollte ihnen schon eine Rüge erteilen. Aber ich bemerkte, wie mein Vater ihr mit einer Geste zu verstehen gab, sie solle schweigen.

Abends feierten wir Kinder dann auch noch den Vespergottes-dienst. Dazu bastelte ich mir eine Stola aus Papier. So erfuhr ich, wie angenehm es ist, sich seine Religion selbst zu machen – sie ist die einzige, die von Herzen kommt. Ich richtete eine Kapelle ein oder vielmehr einen Altar im Freien. Meine jüngeren Schwestern über-ließen mir ihre Puppen, die man ihnen aus Paris mitgebracht hatte. Ich machte daraus Statuen oder Fetische, die wir dann schmückten. Zuletzt ging es darum, Gott darzustellen. Ich fragte Jacquot um Rat. Er antwortete mir lakonisch: »Ich habe ihn noch nie gesehen.« Ich überlegte und hatte dann folgenden Einfall: Gott ist ewig, anschei-nend wie ein Rad oder eine Kugel. Denn ein Rad und eine Kugel drehen sich, ohne je an ein Ende zu kommen ... Mir schien, dies sei ein passendes Sinnbild für die Göttlichkeit Gottes. Ich wählte also einen runden, ziemlich dicken Stein und legte ihn als ein Zeichen für Gott in die Mitte der Kapelle. Meinen Brüdern und Schwestern er-klärte ich, Gott sei noch unendlich viel größer. Und dann folgte ein Gedanke, der mich noch heute erstaunt.

»Seht ihr die Sonne da?«, fragte ich sie. »Die ist das rechte Auge Gottes. Und der Mond, den ihr heute Nacht leuchten sehen werdet und der doch so weit weg ist von der Sonne, der ist sein linkes Auge. Da seht ihr, was für ein großes Gesicht Gott hat! Und die Sterne – das sind die Augen der Engel und der Heiligen.«

Jacquot war ganz hingerissen vor Bewunderung und sagte, so et-

was Schönes habe er noch nie über Gott gehört. Er fragte mich, woher ich das denn schon hätte, da ich doch erst seit kurzem Französisch lesen könnte.

»Nirgendwoher – das habe ich aus meinem Kopf.«

Nach diesem (meiner Meinung nach) physikalischen Beweis von Gottes Größe begann sich mein Ruf als großer Geist zu verbreiten, und zwar nicht bloß in Sacy, sondern auch in den Nachbarorten, nämlich durch die Bauern aus der Umgebung, die jeden Sonntag kamen, um ihre kleinen Zwistigkeiten dem Schiedsspruch meines Vaters zu unterbreiten. Denn Edme Rétif, der als Vertreter des Bailli, also als Notar und Friedensrichter, eigentlich nur in seinem Dorf wirkte, war dank seiner Redlichkeit und seines ausgezeichneten Rufs mit der Zeit zum Friedensrichter des ganzen Kantons im Umkreis von sechs oder sieben Meilen geworden, ausgenommen nur Vermenton und Joux, wo eine Sorte von Bürgern wohnte, die sich Anwälte nahmen, weil ihnen der gesunde Menschenverstand für ihre so ungeheuer wichtigen Angelegenheiten nicht genügte. Und ich glaube, sie hatten recht.

Meine Brüder aus der ersten Ehe meines Vaters und ihre Schwestern wie auch meine Eltern selbst staunten über den Ruf als kluger Kopf, den ich schon genoss, bevor ich richtig Französisch lesen konnte. Das Lernen fiel mir tatsächlich leicht. Aber mit fast elf Jahren anfangen, seine Muttersprache zu lesen, das war nun wirklich nicht fröhreif.

Ich hatte mich in den Besitz der Bibel meines Vaters gebracht. Ich verschlang dieses Buch, denn mit Hilfe meines ausgezeichneten Gedächtnisses konnte ich mir alles erschließen, was mein Vater vorgelesen und erläutert hatte. Am Ende meiner ersten Hirtenzeit hatte ich folgende Teile der Bibel gelesen: die fünf Bücher Mose, also Genesis, Exodus, Leviticus, Numeri und Deuteronomium, das Buch der Richter, das Buch Ruth, das erste und zweite Buch der Könige und die Bücher der Chronik. Und nach dem Lesen ging ich zu den Dreschern in die Scheune und erzählte oder vielmehr rezitierte ih-

nen die ganze biblische Geschichte. So kam es, dass man mich für ein Wunderkind hielt! Die braven Frauen erhoben sich, wenn ich vorüberging, und nannten mich *Monsieur Nicolas*. Man lobte mich gegenüber meinem Vater. Der aber hielt alles, was er da hörte, nur für das Gerede unwissender Bauern, die sich von ein paar meinem Gedächtnis entsprungenen Gedankenblitzen blenden ließen.

Nachdem ich die Bibel einschließlich der Apokalypse beendet hatte, erbat ich mir die *Leben der Heiligen*. Tief ergriffen las ich die der Märtyrer. Die der anderen Heiligen bewegten mich allerdings weniger. So weit war ich noch nicht, auch friedliche Tugenden zu schätzen.

Meine Mutter hatte ein Buch, das ich seit langem begehrte, weil ich gehört hatte, wie mein Großvater Nicolas Ferlet einen Abschnitt daraus vorlas – *Der gute Hirte* von Juan de Palafox, dem Bischof von Osma. Eines Tages ging ich mit Tränen in den Augen zu ihr und bat es mir aus.

Ich war im Garten auf einen alten Apfelbaum geklettert, um dort in aller Ruhe meinen lateinisch-französischen Psalter zu lesen. Denn mir schien, indem ich mich unerreichbar machte, sicherte ich mir meine Unabhängigkeit. Zu Beginn des Buches stieß ich auf den Psalm *Super flumina Babylonis*, den ich nun zum ersten Mal auf Französisch las. Dieses Klagelied berührte mich sehr. Zweimal las ich den Psalm und fand ihn nicht so trocken wie die anderen. Dann stieg ich hastig von dem Baum herunter und suchte nach meiner Mutter.

»Maman«, sagte ich, »hier – ein schöner Psalm! Soll ich Ihnen den vorlesen?«

»Du kannst ihn mir vorlesen, mein Junge, aber ich verstehe kein Latein.«

»Ich werde Ihnen den auf Französisch vorlesen.«

»Ja, kannst du denn Französisch lesen?«

»Aber ja doch, Maman! Und deshalb bitte ich Sie, mir den *Guten Hirten* zu geben, der so schön ist!«

»Dann zeig mal, wie du lesen kannst.«

Ich las: »An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hängten wir an die Weiden dort im Lande. Denn die uns gefangen hielten, hießen uns dort singen und in unserm Heulen fröhlich sein. ›Singet uns ein Lied von Zion!‹ Wie könnten wir des Herrn Lied singen in fremdem Lande?«*

Ich sah Tränen in den Augen von Barbe Ferlet. »Du liest gut, mein Junge! Du liest sehr gut!«

»Ich habe es mir selbst beigebracht, Maman. Mit dem *Leben Jesu Christi*, wo es so schön gekringelte Buchstaben gibt. Sie hatten mir versprochen, wenn ich lesen könnte, würden Sie mir den *Guten Hirten* geben, bevor Sie mir dann, wenn ich ganz viel gelernt habe, auch Ihr goldenes Buch geben.« (Das war ein anderes *Leben Jesu Christi*, mit Goldschnitt und in rotes Maroquin gebunden.)

Meine Mutter gab mir den *Guten Hirten*.

»Nimm ihn gut in Acht, mein Junge. Ich habe ihn seit meiner Kindheit aufbewahrt, ich habe ihn von meiner armen Mutter selig.«

Mit Herzklopfen nahm ich das Buch entgegen und lief, um mich wieder in die Einsamkeit meines Apfelbaums auf den Rôs-Wiesen zu begeben und ungestört zu sein. Und jedes Mal, wenn ich später während meiner Kindheit noch einmal darin las, sah ich mich wieder auf diesem Baum sitzen.

Es gab noch zwei Dinge, die mich ungeheuer neugierig machten: Ich wollte mit eigenen Augen das *Buch der Weihnachtslieder* sehen, aus dem mein Vater uns an den Abenden der Adventszeit vorsang, wobei er aber immer viele Lieder überschlug, die ich gern kennengelernt hätte. Das andere war die *Bibliothèque bleue*. Mein Vater hatte eine raffinierte Art, uns zum Lesen anzuspornen – er erzählte uns wunders was über diese blauen Geschichten. Er gab uns auch einige von ihnen zum Besten – *Jean de Paris* zum Beispiel oder *Robert le Diable* und vor allem *Fortunatus* mit seinem Wunschküttlein, dessen Geschichte mir die wunderbarste von allen zu sein schien. Sie hätten mich sehen sollen, lieber Leser, wie ich da zuhörte: Mit